Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Werbt für unsere Zeitschrift: „Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte"

Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte

Herausgeber: Freunde germanischer Vorgeschichte, Sitz Detmold, Bandelstraße 7

Für den Inhalt der Aufsätze stehen die Verfasser ein.

2. Folge **Bielefeld, 1. Dezember 1930** **Heft 4**

„Die andere Seite."

„Den Germanen waren jedenfalls schon in vorgeschichtlicher Zeit alle wichtigeren Getreidearten bekannt, die von ihnen auch im Mittelalter noch gebaut wurden. Da sich noch in neueren pflanzen- und wirtschaftsgeschichtlichen Werken vielfach die Vorstellung findet, daß der Getreidebau erst durch die Römer oder gar erst im Mittelalter von Gallien aus zu den Germanen gekommen sei, so kann nicht nachdrücklich genug betont werden, daß die Germanen den Römern außer der zweizeiligen Gerste keine einzige neue Getreideart verdanken, daß aber Germanien umgekehrt schon zur Kaiserzeit eine Kornkammer Italiens war."

Geh. Rat Dr. Joh. Hoops, ordentl. Professor an der Universität Heidelberg, im Reallex. d. Germ. Altertumskunde (Beitrag „Getreide").

An unsere Freunde.

Die Erfahrungen des letzten Jahres haben dazu gezwungen, den Jahresbeitrag (Bezug der Hefte „Germanien" eingeschlossen) zu erhöhen. Wir fühlen uns verpflichtet, unseren Freunden diesen Schritt zu begründen.

Obgleich die 1. Folge „Germanien" die Einkünfte fast restlos in Anspruch nahm, ist es möglich, die Hefte weiter auszubauen, nachdem die Westfälische Buch- und Kunstdruckerei Gustav Thomas in Bielefeld, bei der unsere Blätter bisher schon gedruckt wurden, nun auch die Versendung übernommen hat, wodurch Vereinfachung und erhebliche Ersparnisse erzielt werden. Die Anschrift für alle Zahlungen lautet jetzt „Oberstleutnant a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover Nr. 65 278". Über dieses Konto verfügt der Kassenwart mit Zustimmung des Ausschusses unter Gegenzeichnung des Vorsitzenden. Es mußte eine persönliche Anschrift für das Konto gewählt werden, da unsere Vereinigung keine juristische Person ist. An den Wittekind-Verlag und an das Postscheckkonto „P. W. Pielsticker, Bielefeld, Sonderkonto" sind also in Zukunft keine Zahlungen mehr zu leisten.

Soll die Vereinigung den Aufgaben gerecht werden, die sie sich gestellt hat, so ist es erforderlich, daß der Ausschuß — auch wenn seine Arbeit umsonst geleistet wird — zu besonderen Zwecken über einige Mittel frei verfügen kann. Wie notwendig dies ist, zeigen die Vorgänge in Trier.

Die Stadt wird heute als römische Siedlung angesehen, obgleich sie noch im 18. Jahrhundert für die älteste Stadt Europas galt, die 1300 Jahre vor der Gründung Roms schon bestand. Nach römischen Altertümern wurde dort gegraben, als man auf den germanischen Horizont und Funde aus der Vorgeschichte unseres eigenen Volkes stieß, die z. T. als mindestens 1000 Jahre älter als die römischen Funde mit Sicherheit erkannt wurden. Nach dem Urteil des Entdeckers Dr. Löschke und zahlreicher anderer Fachgelehrter, ist hier eine

reiche Ausbeute von Beweisstücken für die Kultur- und Geistesgeschichte unserer Ahnen zu fördern, wie sie in solcher Geschlossenheit und Vollständigkeit niemals wieder zu erwarten ist. Damit haben der Trierer Tempelbezirk und die Grabungen dort für das deutsche Volk und die Erforschung seiner Vorgeschichte eine Bedeutung erlangt wie nichts anderes. Jetzt handelt es sich nicht mehr um Forschungen, die „nach Maßgabe der vorhandenen Mittel" fortgesetzt oder unterlassen werden könnten. So lange das Deutsche Reich überhaupt noch Gelder für archäologische Forschungen aufzubringen vermag, erwächst ihm hier die selbstverständliche nationale Pflicht, ausreichende Mittel sicherzustellen, damit diese Fundgrube sofort und in vollem Umfang ausgebeutet wird. Darin werden uns unsere Freunde vorbehaltlos zustimmen und unser Vorgehen zur Rettung der noch immer schwer gefährdeten germanischen Altertümer gutheißen. Der diesbezügliche Artikel[1]) ist von einer großen Anzahl von Zeitungen gebracht worden und wird seine Wirkung nicht verfehlen.

Die deutsche Archäologie hat durch ihre Ausgrabungen in Mesopotamien berechtigte Triumphe gefeiert, die hoch anzuerkennen sind. Das darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß die größten Erfolge der Grabungen im Ausland niemals die Forschungen in der Heimat zur Aufhellung der eigenen Vorgeschichte aufwiegen können und daß es unverantwortlich ist, sie zu vernachlässigen. Zum Verständnis der germanischen Vorgeschichte ist Kenntnis der klassischen Archäologie erwünscht. Die neueren Forschungen haben aber immer deutlicher gezeigt, daß die Entwicklung der arischbeeinflußten orientalischen und Mittelmeerkulturen ohne Erforschung der nordisch-atlantischen unverständlich bleibt.

In seinem vortrefflichen Buche „Der Osebergfund" schreibt Dr. Adama van Scheltema: „Die einseitige Pflege, welche in unserer Schulerziehung — aber auch in unserer Schulwissenschaft — noch immer dem griechisch-römischen Altertum zuteil wird, hat neben anderen bösen Folgen dazu geführt, daß die herrschenden Vorstellungen über die Kultur unseres eigenen, des germanischen Altertums, von einer geradezu beschämenden Oberflächlichkeit und Verworrenheit sind." — Unter dem 4. 5. 1930 stellt ein in vielen tausend deutschen Familien gelesenes Kölner Blatt den Hinweis auf die formvollendete Schönheit und die bewundernswerte Technik des Osebergschiffes als „maßlos überspanntes, heidnisch-gespreiztes Nationalgefühl" hin und beruft sich darauf, daß doch schon jeder Volksschüler der mittleren und oberen Klassen wisse, daß andere Völker schon eine hohe Kultur besaßen, ehe die Germanen die unterste Stufe der Bildung erklommen hatten. Das zeigt uns die Widerstände, die zu überwinden und die Richtung, in der vorzugehen ist: Die humanistisch vorgebildete, klassisch-orientalisch eingestellte Archäologie wird ihre Vormachtstellung, die sie zum Nachteil der deutschen Vorgeschichtsforschung durch Jahrhunderte behauptet hat, niemals freiwillig aufgeben, und die Mächte, denen an der Verschleierung unserer Vorgeschichte gelegen sein muß, werden ihrer Erforschung stets entgegenwirken.

Für uns handelt es sich nicht um den Tempelbezirk von Trier allein, der z. Z. im Vordergrund steht und die Lage grell beleuchtet, sondern um alle Forschungen auf deutschem Boden zur Aufhellung der eigenen Vorgeschichte. Mit Interesse werden die Freunde den archivalischen Forschungen des Dr. Hans Schmidt folgen, der auf anderem Wege und ganz unabhängig von Teudt in seinem Aufsatz „Die Irminsul" zu dem gleichen Schlusse kommt: Die Externsteine sind das vom König der Westfranken im Jahre 772 zerstörte germanische Nationalheiligtum. Auch hier fehlt es an Mitteln, die längst geplanten Grabungen vorzunehmen, die das Land Lippe nicht aufbringen kann, denn es sind kostspielige Vorarbeiten erforderlich, um auf den gewachsenen Boden zu kommen. Mit unzulänglichen Mitteln kann der zuständige Facharchäologe Dr. Stieren die Grabungen nicht vornehmen. Wir müssen es aber als eine öffentliche Ehrenpflicht ansehen, daß sie baldigst durchgeführt und dieses Heiligtum unserer Väter dem Trubel des Verkehrs entzogen und in eine würdige Umgebung gebracht wird.

[1]) Der Aufruf lag dem vorigen Heft als besonderes Blatt bei.

Zur Durchführung des gesamten Kreises der Bestrebungen, die wir als unsere Aufgabe ansehen, sind gelegentlich Mittel erforderlich. Für die Werbung muß mehr geschehen, wenn hierbei auch die Hauptarbeit — wie bisher — durch persönliches Wirken unserer Freunde geleistet werden wird. Es ist z. B. erwünscht, daß „Verleihexemplare" von Büchern und Broschüren beschafft werden, die für unsere Freunde besonders wichtig sind und gern gelesen werden, ohne daß jeder in der Lage ist, sie selbst zu kaufen. Sie können dann nach Ablauf eines gewissen Zeitraumes gegen geringes Entgelt abgegeben werden. Unter unseren Freunden befinden sich manche, die in selbstloser Weise für uns gearbeitet haben und gern weiter wirken werden, die aber den Beitrag nicht aufbringen können; diesen sollen die Hefte „Germanien" umsonst überlassen werden. Auch andere kleine Ausgaben sind zu leisten, deren Bestreitung auf die Dauer nicht denen zugemutet werden darf, die ihre Arbeitskraft in den Dienst unserer Sache stellen.

Ein großer Teil unserer Freunde hat den Mehrbetrag bereits eingezahlt und damit die Berechtigung unserer Bitte anerkannt. Die Vorgänge in Trier haben gezeigt, wie notwendig unsere Bestrebungen sind, um der deutschen Vorgeschichtsforschung den ihr gebührenden Vorrang zu erkämpfen und daß es Dienst am Volke ist, ihm seine Vorgeschichte wiederzugeben, ein Dienst, dem sich kein Deutscher entziehen darf.

Platz.

Auf die „Mitteilungen" am Schluß des Heftes wird hingewiesen.

Die Irminsul.

Von Dr. Hans Schmidt, Detmold.

(Schluß)

Will man noch der häufig wiederkehrenden Mitteilung von dem geraubten Gold und Silber Glauben schenken, so müßte man Hohlräume für dessen Aufbewahrung am Irminsulheiligtum suchen oder das gestürzte Holzbild selbst als mit Kostbarkeiten versehen annehmen. Zur geographischen Bestimmung wichtiger erscheint der glaubwürdige Bericht vom plötzlichen Wassermangel, der sehr gut mit einer intermittierenden Quelle in Zusammenhang gebracht werden kann — der von den alten Geschichtsschreibern natürlich mit dem göttlichen Wundermantel behängt wurde. Die Quelle befand sich nicht „am Platz" der Irminsul, sondern „in der Nähe am Platz des Lagers" an einem Berge, wie Einhard, Henricus de Herfordia und Rolevinc überliefern.

Am entscheidendsten sprechen zur Irminsulfrage aber die jüngsten Ausgrabungen von Dr. Löschke in Trier, deren Bedeutung außerordentlich groß ist. Löschke hat im alten Trierer Tempelbezirk an erwiesen germanischer Kultstätte Statuetten männlicher Götter, nämlich von Merkur (Wodan), Mars (Ziu) und Herkules (Donar) zutage gefördert. Das ist also die Erhärtung der Meldung des Tacitus (Germania, IX): „Die Germanen verehren besonders den Merkur, dann den Herkules und Mars."

Nun erinnere man sich der oben mehrfachen und schon so frühzeitigen Erwähnung der gleichartigen Irminsulskulpturen. Man braucht sich wohl selbst nicht zu scheuen, in Berücksichtigung des Irminsulhains, den einwandfreien Bericht von dem „heiligen Wald des Herkules" „diesseits der Weser" (Annalen, II, 12) hier einzureihen. Nahe an diesem heiligen Herkuleswald war nach Tacitus das Feld der Varusschlacht. Wir hätten also als neuen geographischen Anhaltspunkt für die Irminsul die Teutoburg = Grotenburg (auch der umgekehrte Schluß auf den Schlachtplatz ist interessant!) anzusetzen: wieder eine Konzentration zu dem Mittelpunkt des oben gezeichneten Kreises mit dem Radius Altenbeken — Eresburg.

Bei meinen forst- und siedlungsgeschichtlichen Studien, die sich auf einen Radius von Detmold bis Minden bezogen, fand ich eine besondere Häufung alter Lau-Orte, namentlich von Gudenslau, die später teilweise in Paulinenholz, Meierbusch usw. untergingen, in der Oberförsterei Kohlstädt-Horn. Die Gleichung mercurius = Gudan (Wodan) ist jedem gebildeten Niedersachsen einleuchtend. Durch Kohlstädt-Horn führt auch eine sehr alte Straße nach Lippspringe, von dort eine

nach Altenbeken über Bonenburg in Richtung Eresburg—Obermarsberg. Schließlich ist immer wieder mit Recht, neuerdings von Teudt, auf die Einzigartigkeit des Bullerborns bei Altenbeken als intermittierender Quelle hingewiesen worden.

Nicht weit hiervon hat mitten im Walde schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts eine christliche Kapelle gestanden. Was sollte sie hier? Da waren ferner große Steinsäulen, Pyramiden mit einer merkwürdigen Skulptur der Kreuzesabnahme. Wem zum Anschauen war diese Skulptur da? Ihre Ausführung weist nach kunsthistorischer Übereinstimmung in die sächsisch frühchristliche Zeit. Ich finde z. B. ein fast gleichartiges Bild der Kreuzesabnahme in einer Handschrift von Otfrieds Evangelienbuch, Mitte des 9. Jahrhunderts. Neben der Skuptur steht eine verwitterte Petrusfigur. Sie hütet den Eingang zu Hohlräumen, über deren Zweck man sich noch nicht ganz klar ist. Teudt hat anschaulich gemacht, daß die erwähnten Skulpturen auf neugeschlagener Grundfläche über etwas schon Dagewesenes gehauen worden sind. Teudt hat ferner überzeugnd nachgewiesen, daß oben auf den Steinfelsen, den „Pyramiden“, eine gewaltsame Zerstörung, ein Umsturz stattgefunden hat, der nur im frühesten Mittelalter geschehen sein kann. Denn über die weitere Geschichte der Steine, auch als gräfliches Kastell, sind wir gut orientiert.

Es erhebt sich die Frage: „Wo anders als hier, bei den Externsteinen bei Horn i. L., treffen, innerhalb des oben umschriebenen Suchkreises nach der Irminsul, alle die oben von mir erstmalig herausgestellten vier Merkmale zu?“ Da ist der alte Eichenhain, da sind die hohen Steinsäulen, die Pyramiden, da sind die Merkmale frühmittelalterlichen Zerstörungswerkes von oben herab, da ist endlich, neben St. Peter, dem Schutzheiligen Karls, die frühchristliche Skulptur, die keinen andern Zweck hatte, als eine heidnische verdeckend zu ersetzen. (Eine Frage am Rande: Sollte nicht das Relief unter der Kreuzabnahm mit dem „heiligen Zeichen“ der Sachsen, Drache, Lux [Löwe?] und darüber fliegender Adler, wie Widukind, Henricus de Herfordia und andere bezeugen, in Verbindung zu bringen sein?) Mit Körner (zit. bei Teudt) nehme ich an, daß die Irminsul i. e. S., d. h. das Holz-Standbild, oben auf den Steinen gestanden hat, und zwar m. A. nach über dem Sacellum, von dem drei noch heute sichtbare Stufen aufwärts führen. Man darf jedenfalls auf den Erfolg der an den Externsteinen projektierten Grabungen gespannt sein.

Als Ergebnis meiner Forschungen fasse ich zusammen: Vor verfrühten Namensdeutungen ist zu warnen; es ist vielmehr auf kritisches Quellenstudium hinzuweisen und die Bedeutung der Ausgrabungen von Dr. Löschke zu beachten. Endlich soll Teudts These von der Zerstörung des Gestirnheiligtums ergänzt und nachdrücklich betont werden: Das Gesamtheiligtum Irminsul ist identisch mit den Externsteinen.

Aus der Denkschrift des Lippischen Landeskonservators zur Errichtung eines Naturschutzgebietes Externsteine.

Den folgenden Auszug entnehmen wir mit freundlichst gewährter Erlaubnis des Vorstandes dem „18. Jahresbericht des Lippischen Bundes für Heimatschutz und Heimatpflege“. Unsere Freunde werden sich ohne Einschränkung zu den hier geäußerten Grundsätzen bekennen. Die dauernde Beobachtung der Steine ist durchaus notwendig; erst vor kurzem tauchte der Plan auf, in der unmittelbaren Nähe der Steine ein Abstellgleis für Straßenbahnwagen neu zu bauen.

Aufgabe des Landes.

Das Land Lippe hat in der Erhaltung und Pflege der Externsteine eine Kulturaufgabe von allgemeiner Bedeutung zu erfüllen. Es gilt, in dem naturgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich bemerkenswerten Naturdenkmal, der altehrwürdigen Stätte vorchristlichen und christlichen Kultes zugleich das bedeutende Kunstdenkmal des Kreuzabnahmereliefs, in dieser Verbindung somit ein einzigartiges Denkmalsgebilde auf deutschem Boden der Nachwelt ungeschmälert zu erhalten.

Gefährdung der Steine.

Die Erfüllung dieser Aufgabe ist unter den bestehenden Verhältnissen nicht dauernd gesichert, wie die bisherige Entwickelung gezeigt hat. Es bedarf vielmehr besonderer Maßnahmen, um die Bebauung, den Verkehr und die forstliche Bewirtschaftung des Externsteingebietes so zu gestalten, daß eine Gefährdung der Steine selbst und eine Beeinträchtigung ihrer Erscheinung durch Änderung der Umgebung dauernd ausgeschlossen bleibt.

Welche Gefahren nach diesen Richtungen in der bisherigen Entwicklung liegen, beweist nicht nur das heutige unerfreuliche Bild der Steine, sondern auch das in den letzten Jahren wiederholt notwendig gewordene Eingreifen des Lippischen Bundes Heimatschutz und seiner Ortsgruppe Horn zur Verhütung weiterer Schädigung seiner Umgebung.

a) Bebauung.

Die zunehmende **Bebauung** hat die Erscheinung der Externsteine heute schon stark beeinträchtigt. Das alte Gasthaus auf der südlichen Straßenseite, so unerwünscht es an sich hier ist, ordnete sich bei all seinen mißverstandenen Bauformen wenigstens in der Gesamterscheinung etwas unter, das neuere Logierhaus auf der nördlichen Seite ist dagegen aufdringlich und störend. Ein Haus an dieser Stelle bedeutet immer eine schlimme Gefährdung des Platzbildes. Die Belange der Gastwirtschaft haben gegen die des großen Naturdenkmals unbedingt zurückzutreten.

Unangenehm fallen die Verkaufsbuden an den Steinen auf. Die Landesstraße von Horn her, der Hauptzugangsseite, mit ihrer uneinheitlichen und viel zu nahe gerückten Bebauung bildet jetzt keinen einwandfreien und würdigen Zugang mehr zu dem großartigen Naturgebilde der Steine. Um der in der weiteren Bebaurung der Straße liegenden Gefahr möglichst zu begegnen, hat der Landeskonservator schon früher der Stadt Horn bestimmte Vorschläge für eine durch Ortsstatut festzulegende einheitliche und der Umgebung angepaßte Bauweise gemacht. Ein weiteres Heranrücken der Bebauung an die Steine ist unbedingt zu verhindern.

b) Verkehr.

Die verkehrstechnische Entwicklung hat zwar den Besuch der Externsteine wesentlich gefördert, in ihrem Gefolge aber all die unangenehmen Begleiterscheinungen des Massenbesuches mit sich gebracht und ist dem äußeren Bilde nicht zuträglich gewesen. Wenn man sich auch mit der Durchführung der elektrischen Bahn durch die Felsen als einer Verkehrsnotwendigkeit abfinden muß, so erscheinen doch die Masten und Leitungen recht störend. Gewiß würde man heute mehr Rücksicht verlangen und eine minder auffällige Stromzuleitung ausbedingen.

Die allgemeine Freigabe der Besteigung der Felsen mag in mancherlei Hinsicht erwünscht, als Geldeinnahmequelle sogar nötig sein und daher weiter bestehen bleiben. Es ist aber zu besorgen, daß der alljährlich sich steigernde Massenbesuch auf die Dauer die Substanz der Steine angreifen muß. Auch sind die eisernen Geländer und Übergänge der natürlichen Erscheinung der Felsen abträglich.

Der Würde des Ortes wenig angemessen ist der im Sommer, namentlich an Tagen besonderen Verkehrs, in der Nähe der Steine sich entwickelnde Jahrmarktstrubel. Es wird Aufgabe der Verkehrspolizei sein, diesem Treiben mehr als bisher zu steuern. Das kann wirksam durch ein allgemeines Verbot der Drehorgeln, der festen und fliegenden Verkaufsstände und des Feilhaltens von Waren geschehen. Damit wird auch der sonst unvermeidlichen Verunreinigung des Geländes durch weggeworfene Verpackungen, Papier und Abfälle vorgebeugt.

c) Forstwirtschaft.

Nicht ohne Schwierigkeiten ist es bisher gelungen, die natürliche Wald- und Heideumgebung der Steine, die deren notwendigen und glücklichen Rahmen bildet, bis heute im wesentlichen zu erhalten. Wiederholt war das Landschaftsbild ernsthaft gefährdet durch Maßnahmen, die als Folge des Holz- und Weideablösungsverfahrens von der Forstverwaltung ins Auge gefaßt werden mußten. Nachdem schon der Abtrieb eines großen Eichenbestandes am Schliepstein bedauerlicherweise unvermeidlich geworden war, sollten weitere Bestände am Bärenstein bei Holzhausen fallen, vor allem aber die von der Hudeberechtigung freigewordenen Heideflächen des Knickenhagens und des Bärensteins mit Fichten aufgeforstet werden. Die Ausführung dieses Planes würde das Landschaftsbild des außerordentlich charakteristischen Merkmals beraubt haben, das diese Bergrücken mit ihren Fels-

nach Altenbeken über Bonenburg in Richtung Eresburg—Obermarsberg. Schließlich ist immer wieder mit Recht, neuerdings von Teudt, auf die Einzigartigkeit des Bullerborns bei Altenbeken als intermittierender Quelle hingewiesen worden.

Nicht weit hiervon hat mitten im Walde schon zu Anfang des 11. Jahrhunderts eine christliche Kapelle gestanden. Was sollte sie hier? Da waren ferner große Steinsäulen, Pyramiden mit einer merkwürdigen Skulptur der Kreuzesabnahme. Wem zum Anschauen war diese Skulptur da? Ihre Ausführung weist nach kunsthistorischer Übereinstimmung in die sächsisch frühchristliche Zeit. Ich finde z. B. ein fast gleichartiges Bild der Kreuzesabnahme in einer Handschrift von Otfrieds Evangelienbuch, Mitte des 9. Jahrhunderts. Neben der Skuptur steht eine verwitterte Petrusfigur. Sie hütet den Eingang zu Hohlräumen, über deren Zweck man sich noch nicht ganz klar ist. Teudt hat anschaulich gemacht, daß die erwähnten Skulpturen auf neugeschlagener Grundfläche über etwas schon Dagewesenes gehauen worden sind. Teudt hat ferner überzeugnd nachgewiesen, daß oben auf den Steinfelsen, den „Pyramiden", eine gewaltsame Zerstörung, ein Umsturz stattgefunden hat, der nur im frühesten Mittelalter geschehen sein kann. Denn über die weitere Geschichte der Steine, auch als gräfliches Kastell, sind wir gut orientiert.

Es erhebt sich die Frage: „Wo anders als hier, bei den Externsteinen bei Horn i. L., treffen, innerhalb des oben umschriebenen Suchkreises nach der Irminsul, alle die oben von mir erstmalig herausgestellten vier Merkmale zu?" Da ist der alte Eichenhain, da sind die hohen Steinsäulen, die Pyramiden, da sind die Merkmale frühmittelalterlichen Zerstörungswerkes von oben herab, da ist endlich, neben St. Peter, dem Schutzheiligen Karls, die frühchristliche Skulptur, die keinen andern Zweck hatte, als eine heidnische verdeckend zu ersetzen. (Eine Frage am Rande: Sollte nicht das Relief unter der Kreuzabnahm mit dem „heiligen Zeichen" der Sachsen, Drache, Lux [Löwe?] und darüber fliegender Adler, wie Widukind, Henricus de Herfordia und andere bezeugen, in Verbindung zu bringen sein?) Mit Körner (zit. bei Teudt) nehme ich an, daß die Irminsul i. e. S., d. h. das Holz-Standbild, oben auf den Steinen gestanden hat, und zwar m. A. nach über dem Sacellum, von dem drei noch heute sichtbare Stufen aufwärts führen. Man darf jedenfalls auf den Erfolg der an den Externsteinen projektierten Grabungen gespannt sein.

Als Ergebnis meiner Forschungen fasse ich zusammen: Vor verfrühten Namensdeutungen ist zu warnen; es ist vielmehr auf kritisches Quellenstudium hinzuweisen und die Bedeutung der Ausgrabungen von Dr. Löschke zu beachten. Endlich soll Teudts These von der Zerstörung des Gestirnheiligtums ergänzt und nachdrücklich betont werden: Das Gesamtheiligtum Irminsul ist identisch mit den Externsteinen.

Aus der Denkschrift des Lippischen Landeskonservators zur Errichtung eines Naturschutzgebietes Externsteine.

Den folgenden Auszug entnehmen wir mit freundlichst gewährter Erlaubnis des Vorstandes dem „18. Jahresbericht des Lippischen Bundes für Heimatschutz und Heimatpflege". Unsere Freunde werden sich ohne Einschränkung zu den hier geäußerten Grundsätzen bekennen. Die dauernde Beobachtung der Steine ist durchaus notwendig; erst vor kurzem tauchte der Plan auf, in der unmittelbaren Nähe der Steine ein Abstellgleis für Straßenbahnwagen neu zu bauen.

Aufgabe des Landes.

Das Land Lippe hat in der Erhaltung und Pflege der Externsteine eine Kulturaufgabe von allgemeiner Bedeutung zu erfüllen. Es gilt, in dem naturgeschichtlich und kulturgeschichtlich gleich bemerkenswerten Naturdenkmal, der altehrwürdigen Stätte vorchristlichen und christlichen Kultes zugleich das bedeutende Kunstdenkmal des Kreuzabnahmereliefs, in dieser Verbindung somit ein einzigartiges Denkmalsgebilde auf deutschem Boden der Nachwelt ungeschmälert zu erhalten.

Gefährdung der Steine.

Die Erfüllung dieser Aufgabe ist unter den bestehenden Verhältnissen nicht dauernd gesichert, wie die bisherige Entwickelung gezeigt hat. Es bedarf vielmehr besonderer Maßnahmen, um die Bebauung, den Verkehr und die forstliche Bewirtschaftung des Externsteingebietes so zu gestalten, daß eine Gefährdung der Steine selbst und eine Beeinträchtigung ihrer Erscheinung durch Änderung der Umgebung dauernd ausgeschlossen bleibt.

Welche Gefahren nach diesen Richtungen in der bisherigen Entwicklung liegen, beweist nicht nur das heutige unerfreuliche Bild der Steine, sondern auch das in den letzten Jahren wiederholt notwendig gewordene Eingreifen des Lippischen Bundes Heimatschutz und seiner Ortsgruppe Horn zur Verhütung weiterer Schädigung seiner Umgebung.

a) Bebauung.

Die zunehmende Bebauung hat die Erscheinung der Externsteine heute schon stark beeinträchtigt. Das alte Gasthaus auf der südlichen Straßenseite, so unerwünscht es an sich hier ist, ordnete sich bei all seinen mißverstandenen Bauformen wenigstens in der Gesamterscheinung etwas unter, das neuere Logierhaus auf der nördlichen Seite ist dagegen aufdringlich und störend. Ein Haus an dieser Stelle bedeutet immer eine schlimme Gefährdung des Platzbildes. Die Belange der Gastwirtschaft haben gegen die des großen Naturdenkmals unbedingt zurückzutreten.

Unangenehm fallen die Verkaufsbuden an den Steinen auf. Die Landesstraße von Horn her, der Hauptzugangsseite, mit ihrer uneinheitlichen und viel zu nahe gerückten Bebauung bildet jetzt keinen einwandfreien und würdigen Zugang mehr zu dem großartigen Naturgebilde der Steine. Um der in der weiteren Bebauung der Straße liegenden Gefahr möglichst zu begegnen, hat der Landeskonservator schon früher der Stadt Horn bestimmte Vorschläge für eine durch Ortsstatut festzulegende einheitliche und der Umgebung angepaßte Bauweise gemacht. Ein weiteres Heranrücken der Bebauung an die Steine ist unbedingt zu verhindern.

b) Verkehr.

Die verkehrstechnische Entwicklung hat zwar den Besuch der Externsteine wesentlich gefördert, in ihrem Gefolge aber all die unangenehmen Begleiterscheinungen des Massenbesuches mit sich gebracht und ist dem äußeren Bilde nicht zuträglich gewesen. Wenn man sich auch mit der Durchführung der elektrischen Bahn durch die Felsen als einer Verkehrsnotwendigkeit abfinden muß, so erscheinen doch die Masten und Leitungen recht störend. Gewiß würde man heute mehr Rücksicht verlangen und eine minder auffällige Stromzuleitung ausbedingen.

Die allgemeine Freigabe der Besteigung der Felsen mag in mancherlei Hinsicht erwünscht, als Geldeinnahmequelle sogar nötig sein und daher weiter bestehen bleiben. Es ist aber zu besorgen, daß der alljährlich sich steigernde Massenbesuch auf die Dauer die Substanz der Steine angreifen muß. Auch sind die eisernen Geländer und Übergänge der natürlichen Erscheinung der Felsen abträglich.

Der Würde des Ortes wenig angemessen ist der im Sommer, namentlich an Tagen besonderen Verkehrs, in der Nähe der Steine sich entwickelnde Jahrmarktstrubel. Es wird Aufgabe der Verkehrspolizei sein, diesem Treiben mehr als bisher zu steuern. Das kann wirksam durch ein allgemeines Verbot der Drehorgeln, der festen und fliegenden Verkaufsstände und des Feilhaltens von Waren geschehen. Damit wird auch der sonst unvermeidlichen Verunreinigung des Geländes durch weggeworfene Verpackungen, Papier und Abfälle vorgebeugt.

c) Forstwirtschaft.

Nicht ohne Schwierigkeiten ist es bisher gelungen, die natürliche Wald- und Heideumgebung der Steine, die deren notwendigen und glücklichen Rahmen bildet, bis heute im wesentlichen zu erhalten. Wiederholt war das Landschaftsbild ernsthaft gefährdet durch Maßnahmen, die als Folge des Holz- und Weideablösungsverfahrens von der Forstverwaltung ins Auge gefaßt werden mußten. Nachdem schon der Abtrieb eines großen Eichenbestandes am Schliepstein bedauerlicherweise unvermeidlich geworden war, sollten weitere Bestände am Bärenstein bei Holzhausen fallen, vor allem aber die von der Hudeberechtigung freigewordenen Heideflächen des Knickenhagens und des Bärensteins mit Fichten aufgeforstet werden. Die Ausführung dieses Planes würde das Landschaftsbild des außerordentlich charakteristischen Merkmals beraubt haben, das diese Bergrücken mit ihren Fels-

blöcken und Heideflächen, namentlich mit dem eigenartigen Bestande von Eichen, Unterholz und Hülsen bilden. Diesen Flächen und Berglinien kommt zudem die besondere Bedeutung zu, daß sie den tektonischen Aufbau des Gebirges im Zusammenhange mit den Steinen klar erkennen lassen. Erfreulicherweise erkannten Regierung und Forstverwaltung die in den geplanten Maßnahmen liegende Gefährdung und man sah vorläufig von ihrer Ausführung ab. Ganz gebannt ist die Gefahr aber nicht, die das Ablösungsverfahren in seinen Folgen für das Externsteingebiet birgt. Hier haben die Wünsche der Ablösungsberechtigten gegenüber dem Interesse der Allgemeinheit an einem bedeutenden Kulturgut zurückzutreten. Mit aller Sorgfalt heißt es, die Landschaft unverändert zu erhalten und nicht das einheitliche und eigenartige Bild zu zerstören, in dem jeder Teil, ob Fels, Baum oder Heidefläche seine besondere Bedeutung hat.

Schutzgebiet.

Es bedarf nach diesen Darlegungen kaum noch einer weiteren Begründung für die Notwendigkeit, die Externsteine mit ihrer Umgebung gegen alle Möglichkeiten der Gefährdung durch besondere Maßnahmen für die Zukunft zu schützen. Der wirksamste und sicherste Weg hierzu ist die Errichtung eines „Schutzgebietes" im Sinne des § 9 des Heimatschutzgesetzes, wie es in der „Liste der Naturdenkmäler" bereits vorgesehen und nachstehend näher beschrieben ist.

1. Umfang und Grenzen.

Einzubeziehen sind im wesentlichen der Knickenhagen, der Bärenstein, ein Stück des Wiembecke-Grundes und teilweise der Schliepstein, innerhalb der Wege- und natürlichen Grenzen.

2. Schutzforderungen.

a) Bebauung. Innerhalb des Schutzgebietes ist die Neuanlage von Bauwerken jeder Art, von Verkaufs- und Schaubuden, Gartenanlagen und Sitzplätzen unbedingt verboten. Änderungen bestehender Anlagen bedürfen der Genehmigung der Regierung.

Auf den Abbruch des unmittelbar an den Steinen stehenden Holzpavillons und auf Versetzung der Verkaufsbuden an eine weniger störende Stelle ist hinzuwirken.

Der Stadt Horn ist aufzugeben, durch Ortsstatut eine einheitliche Bauweise im Sinne der bereits ausgearbeiteten Vorschläge für das Baugelände an der Landesstraße Horn—Externsteine (außerhalb des Schutzgebietes) festzulegen.

b) Verkehrsanlagen und Verkehrspolizei. Es ist zu prüfen, ob die grundsätzlich erwünschte Beseitigung der Masten und Leitungen der elektrischen Straßenbahn technisch und wirtschaftlich möglich ist. Gegebenenfalls ist sie bei passender Gelegenheit der Gesellschaft zur Bedingung zu machen.

Lufttelegraphenkabel der Post dürfen nicht gestattet werden. Die Aufstellung fliegender Verkaufsbuden, das Drehorgelspielen und das Feilhalten von Waren aller Art (außer in der Wirtschaft) sind innerhalb des Schutzgebietes zu verbieten, desgl. die Aufstellung von Reklamezeichen jeder Art.

c) Forstwirtschaft. Unbedingt zu schützen, d. h. von allen forstlichen Eingriffen zu verschonen sind nur die unmittelbar auf den Steinen wurzelnden Bäume.

Im übrigen ist Grundsatz, daß der Gesamtcharakter der landschaftlichen Umgebung gewahrt bleibt und dementsprechend die Forstwirtschaft unter Berücksichtigung der kulturellen und ästhethischen Werte als Plenterwirtschaft betrieben wird, also Kahlschläge vermieden werden und der Übergang von Jung- in Altholz in einer für den Laien unmerklichen Weise sich vollzieht. Besonderer Wert ist auf die Erhaltung und die Nachzucht von Laubholzbeständen (Eiche, Buche) zu legen. Demnach sind namentlich der Schliepstein, der Bestand unter dem Knickenhagen und am Bärenstein als Laubholz nachzupflanzen. Der Anbau von Fichten in reinen Beständen ist zu vermeiden.

Bei der nach fachmännischer Ansicht aus forsttechnischen und wirtschaftlichen Gründen unvermeidlichen Aufforstung des Bärensteins und des Knickenhagens ist weitgehende Rücksicht zu nehmen auf die charakteristischen Felsformationen, auf die bemerkenswerten Aussichtspunkte, auf die Schonung der Stechpalme, die hier

zum Waldcharakter gehört, namentlich darauf, daß die den Steinen zugekehrte Seite des Bärensteins ein anmutiges Waldbild bietet.

Ein derartig gestaltetes Schutzgebiet bedeutet nach keiner Richtung hin ein besonderes Opfer, auch nicht für die Forstverwaltung, da eine regelrechte forstliche Bewirtschaftung gewahrt bleibt.

Es muß mit Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß derartige Schutzgebiete durchaus nicht brach liegen, daß sie vielmehr einen hohen, nach Geldwert freilich nicht zu messenden Kulturwert für die wissenschaftliche Forschung, für die Bildung und den Heimatsinn des Volkes haben, und daß die Ausnützung des Bodens und des Verkehrs nicht dahin führen darf, ein so wertvolles Naturdenkmal wie die Externsteine, zu gefährden oder zu beeinträchtigen.

Modranicht.

Von Schulrat Schwanold, Detmold.

Aus dem Halbdunkel germanischer Frühgeschichte leuchtet dies Wort herüber, rätselhaft und wunderbar, und doch Licht verbreitend über der dunkeln Tiefe des religiösen Lebens unserer Vorfahren. Überliefert hat es uns der gelehrte angelsächsische Mönch Beda, der von 674 bis 735 lebte und u. a. eine Kirchengeschichte des Volkes der Angeln schrieb, das im 5. Jahrhundert mit den Sachsen gemeinsam aus Holstein nach England übersetzte. In seinem Bericht schreibt Beda: „Die Angeln begannen ihr Jahr am achten Tage vor dem 1. Januar, an dem wir jetzt Christi Geburt feiern. Sie nannten die jetzt uns heilige Nacht damals mit heidnischem Ausdruck „Modranicht", d. h. matrum noctem (die Nacht der Mütter), wie wir vermuten, aus Anlaß der Zeremonien, welche sie jene ganze Nacht hindurch begingen." Die Nachricht Bedas hat den Forschern viel Kopfzerbrechen bereitet. Man dachte an menschliche Mütter, Ahnenseelen und Totenkult. Aber es ist kein Zweifel, daß damit göttliche Mütter gemeint sind. Der Kult der göttlichen Mütter ist für das germanische Volk der Sueben inschriftlich bezeugt: Matribus meis Germanis Suebis steht auf einem Weihestein aus Köln und Matribus † Suebis auf einem solchen aus Deutz. In Niedergermanien hatte jede Landschaft, jedes Tal, jeder Berg seine nach den Örtlichkeiten benannten Muttergottheiten. Bei den großen Ausgrabungen, die Siegfried Loeschke in den letzten Jahren im Altbachtale in Trier vorgenommen hat, sind kleine und große Statuetten von Muttergottheiten ans Tageslicht gebracht worden. Es sind sitzende Matronen, die Früchte oder Kinder auf dem Schoße tragen. Diese Gottheiten wurden auch von den Angeln verehrt. Sie haben den Kult aus ihrer Heimat nach England hinübergebracht. Wenn er aber an der Mosel, am Rhein und in Holstein nachzuweisen ist, so wird er auch bei anderen germanischen Völkerschaften vorhanden gewesen sein. Und wenn die Kirche das Fest der Geburt Christi, das ursprünglich am 6. Januar, am Epiphaniastage, dem Tage der „Erscheinung", begangen wurde, später auf den 25. Dezember verlegte, so hat dazu vielleicht auch die Rücksicht auf die heidnisch-germanischen Mütterkulte beigetragen*). Im Glauben des Volkes trat dann die Mutter des Christkindes an die Stelle der bisher verehrten göttlichen Mütter. Mit diesem Glauben aber und mit diesem Kult ging alles das, was im Gemüt des Volkes an religiösem Empfinden damit verbunden war, auf das Weihnachtsfest über. Diese Nacht war bei den Germanen die heiligste des ganzen Jahres, die Hauptzeit für die Weissagung und für Zauber, vorbedeutend für Wetter und alles Menschenschicksal, jeden Traum erfüllend. Das germanische Gemüt hat schon in grauer Vorzeit den Gedanken der „Mutternacht" aus sich geboren. Später wurde er mit christlichem Inhalt erfüllt und durch die Verknüpfung mit den Natursymbolen des unbesiegbaren Lichtes und des immergrünen Tannenbaumes weitergebildet.

*) Vgl. die grundsätzliche Bemerkung E. Jungs, angeführt im Aufsatze „Ein Radkreuz an einer lippischen Dorfkirche", S. 86 dieses Heftes. — Schriftltg.

* * *

Eine wintersonnwendliche Kultstätte in Westfriesland?

Von W. Hielkema, Leeuwarden.

Mit drei Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers.

Wie allen Leistungen, die aus dem Rahmen des Althergebrachten herausfallen, ist auch dem großen Werke von Prof. Dr. Herman Wirth „Der Aufgang der Menschheit[1])" neben weitgehender Anerkennung heftige Kritik zuteil geworden. Ohne Rücksicht auf diesen Streit der Meinungen wird in folgenden Zeilen eine Reihe Tatsachen vorgeführt, die es ermöglichen, einige Erörterungen, die zum Kerne des Wirthschen Systems gehören, auf ihre Stichhaltigkeit hin nachzuprüfen.

Um jeden Vorwurf des Voreingenommenseins zu vermeiden, möge erst kurz erwähnt werden, wie die Aufstellung dieser Tatsachen zustande gekommen ist.

Beschäftigt mit dem Studium der friesischen Ortsnamen in ihrer Beziehung zur christlichen und vorchristlichen Religion — um so interessanter, weil die Friesen seit vorgeschichtlichen Zeiten immer die gleiche Heimat bewohnt haben —, hatte ich schon feststellen können, daß:

christlich-religiöse Ortsnamen nur vorkommen außerhalb oder am Rande des friesischen Kerngebietes (d. h. der alte Marsch[2]) von Oostergo und Westergo);

ebenso (mit zwei Ausnahmen) die mit -kerk oder -tjerk (Kirche) zusammengesetzten Namen, die nicht ohne weiteres als christlich zu deuten sind;

ein Ortsname die Schwelle zwischen christlichen und vorchristlichen Zeiten darstellt (Almenum-Aleh);

Ortsnamen, die dem germanischen Wodankult entnommen sind, ausschließlich im Kerngebiete vorkommen.

Es blieb aber noch eine kleine Zahl Namen übrig, die mir zwar kultischen Ursprunges zu sein schien, mit denen ich aber nicht ins Reine kommen konnte. Ich meinte in ihnen nordische Götternamen zu sehen, vermochte jedoch keine schlüssigen Beweise für meine Ansicht zu finden und war also im Begriff, mich in meiner geplanten Abhandlung mit einem schlichten Hinweis auf diese rätselhaften Namen zu begnügen.

Eben in dieser Zeit kam mir der Aufsatz Wirths über die Externsteingrotte in der Zeitschrift „Die Tide" zu Gesicht[3]) und veranlaßte mich, das Werk „Der Aufgang der Menschheit" zur Hand zu nehmen, wozu mir bis dahin die Zeit gemangelt hatte. Und da gelang es sofort, die fraglichen Namen zu deuten und sie in Beziehung zu setzen zu anderen Namen und Verhältnissen in derselben Gegend. Es öffnete sich ein Rückblick in die friesische Vorgeschichte, der, wenn er sich als richtig erwies, wichtige Probleme aufzuklären vermochte.

Zum besseren Verständnis möge ein Abriß der historisch-geographischen Verhältnisse West-Frieslands vorausgehen (s. Abb. 1).

Die Niederländische Provinz Friesland (und nur diese ist gemeint, wenn im folgenden von Friesland gesprochen wird) ist historisch-geographisch aufzuteilen in: die alte Marsch, die alte Geest, die neue Marsch, die neue Geest (ehemaliges Hochmoor), das Tiefmoor. In kultureller wie in staatlicher Hinsicht zerfällt die alte Marsch in den Westergoschen und den Oostergoschen Teil, während für die Geest zu unterscheiden ist das Gaasterland mit Zevenwouden und der südliche Teil Oostergos.

Auf dem hohen Sandboden von Gaasterland und Zevenwoude hat man die Überreste der vorfriesischen Kultur gefunden. Die Fundstellen der ältesten friesischen Kultur liegen im zentralen Teile Westergos; übrigens zeigen die Kulturreste von Westergo und Oostergo keine großen Unterschiede.

Bis vor ungefähr 1200 wurden Westergo und Oostergo voneinander getrennt durch einen Meerbusen, Middelzee oder richtiger Burdiep (Burtief) genannt.

---

1) Vgl. „Germanien", 1. Folge, S. 10 ff. und S. 40.

2) Die holländische Bezeichnung ist hier beibehalten worden, da sie auch auf den beigegebenen Karten erscheint.

3) Der genannte Aufsatz („Die Rune in der Externstein-Grotte", mit 17 Abb.) war vorher schon in Heft 1 von „Germanien" (1. Folge) erschienen. — Schriftltg.

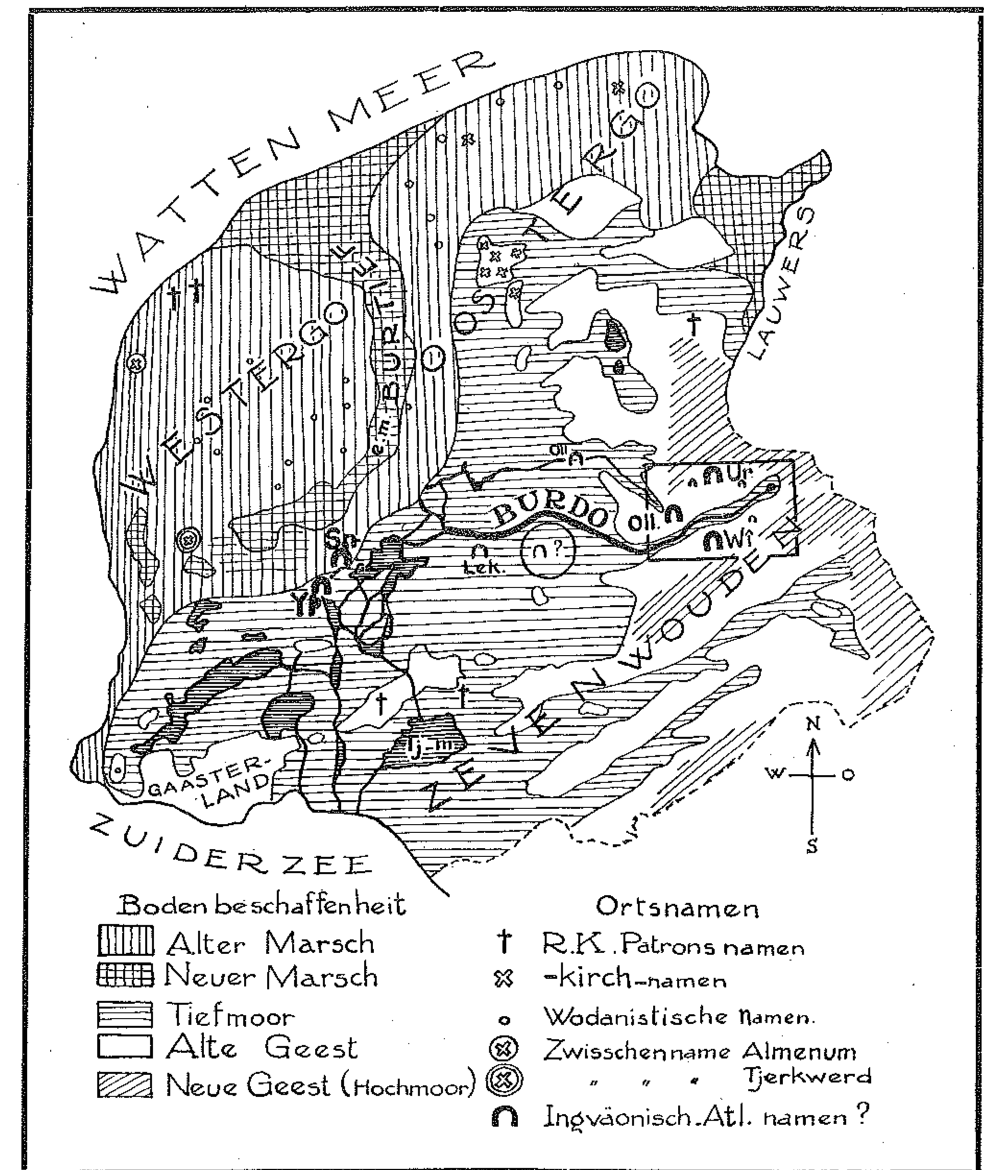


Abb. 1. Wester-Lauwersches Friesland.

Dieser Name ist abgeleitet vom Flußnamen Burdo, jetzt Boorn genannt, welcher Fluß, auf dem östlichen Hochmoor entspringend, in obigen Meerbusen mündete.

Der Mangel an Kulturresten auf dem Sandboden der Geest, gegenüber dem Reichtum an Funden in der Marsch, hat zu der Annahme geführt, daß die Friesen sich erst verhälnismäßig spät auf der Geest angesiedelt haben und in vorhistorischen Zeiten nur gelegentlich als Jäger zur holzreichen Geest hinüberfuhren. Die älteren Historiker waren aber der Meinung, daß die Friesen nur während der Sommerzeit die Marsch bewohnten und den rauhen Winter auf der Geest zubrachten; auch meinte man, daß sie nur hier ihre Toten bestatteten. Diese Annahme stützte sich auf den Umstand, daß in den Wurten[4]) reinfriesische Grabstätten in größerer Menge nicht gefunden worden sind; jene auf die Erwägung, daß wegen des hohen Wassers

---

4) künstlich aufgeschüttete Hügel als Fundament für Wohnbauten.

und des rauhen Klimas der winterliche Aufenthalt auf der damals noch ungeschützten Marsch unmöglich gewesen wäre.

Wie dies nun auch sein möge, es ist jedenfalls höchst merkwürdig, daß eben auf der Geest eine Reihe reinfriesischer Ortsnamen angetroffen werden, die gleich alt, wenn nicht älter sein müssen, als die ältesten Maschortsnamen. Und diese Namen sind es, die meine besondere Aufmerksamkeit erregt haben.

Die östliche Geest wird in zwei Teile geschieden durch den ehemaligen Fluß (jetzt Kanal) Burdo. Er kam her aus einem kleinen Hochmoorsee, der jetzt Mieuwmeer heißt. Sein Oberlauf geht gerade von Nordost nach Südwest. An seiner Mündung bildete er ein Delta, von welchem einer der ehemaligen Flußläufe jetzt noch der Moesel (Musel) genannt wird. Wie die Bodenbeschaffenheit zeigt, ist früher der Burdo bei hohem Wasserstand ein breiter Fluß gewesen; jedenfalls war er zu Beginn der christlichen Zeitrechnung bis in die Geest hinein fahrbar. Er führte von der westlichen Marsch aus bis tief in die Geest.

Beiderseits des Oberlaufs liegen auf der hohen Geest die Orte Ureterp, Olterterp und Wynjeterp, die ersten beiden nördlich, der letzte südlich. Und südlich des westlichen Unterlaufs liegt der Ort Lekkerterp[5]) (s. Abb. 1 u. 2).

Was sagen uns diese Namen? Das Wort -terp als Bezeichnung eines Wohnortes ist in Friesland mit nur einer Ausnahme beschränkt auf diese vier Orte. Auf der Marsch ist -terp zwar sehr geläufig, aber nur in der Bedeutung „aufgeworfener Hügel" (ursprünglich „Wohnhügel"). Die friesischen Ortsnamen werden gebildet mittels der Endung -ward, -hem, -buren, -ga, -huizen, oder mit dem Genitiv eines Familiennamens mit der Endung -ingen oder -ens. Die Wörter -dorf und -stadt (-terp, -dorp, -stad, -sted) fehlen völlig. Um so merkwürdiger ist es, daß sie hier auf der Geest, weit entfernt vom alten Kulturzentrum, ausnahmsweise in enger Nachbarschaft vorkommen.

Die Tatsache, daß auf der Marsch eine Ansammlung von Wohnhäusern niemals mit dem Worte terp benannt worden ist, beweist, daß zur Zeit dieser Namengebung dort der Begriff „Dorf" schon verschoben war zu „Hügel". Da die Namen Olterterp, Ureterp, Wynjeterp und Lekkerterp diese Begriffsverschiebung nicht aufweisen, ist es also möglich, daß sie älter sind als die Marschortsnamen[6]).

Und ebenso ist es denkbar, daß diese Orte ihren Namen bekommen haben vor der Entstehung von ständigen Wohnorten auf der Marsch.

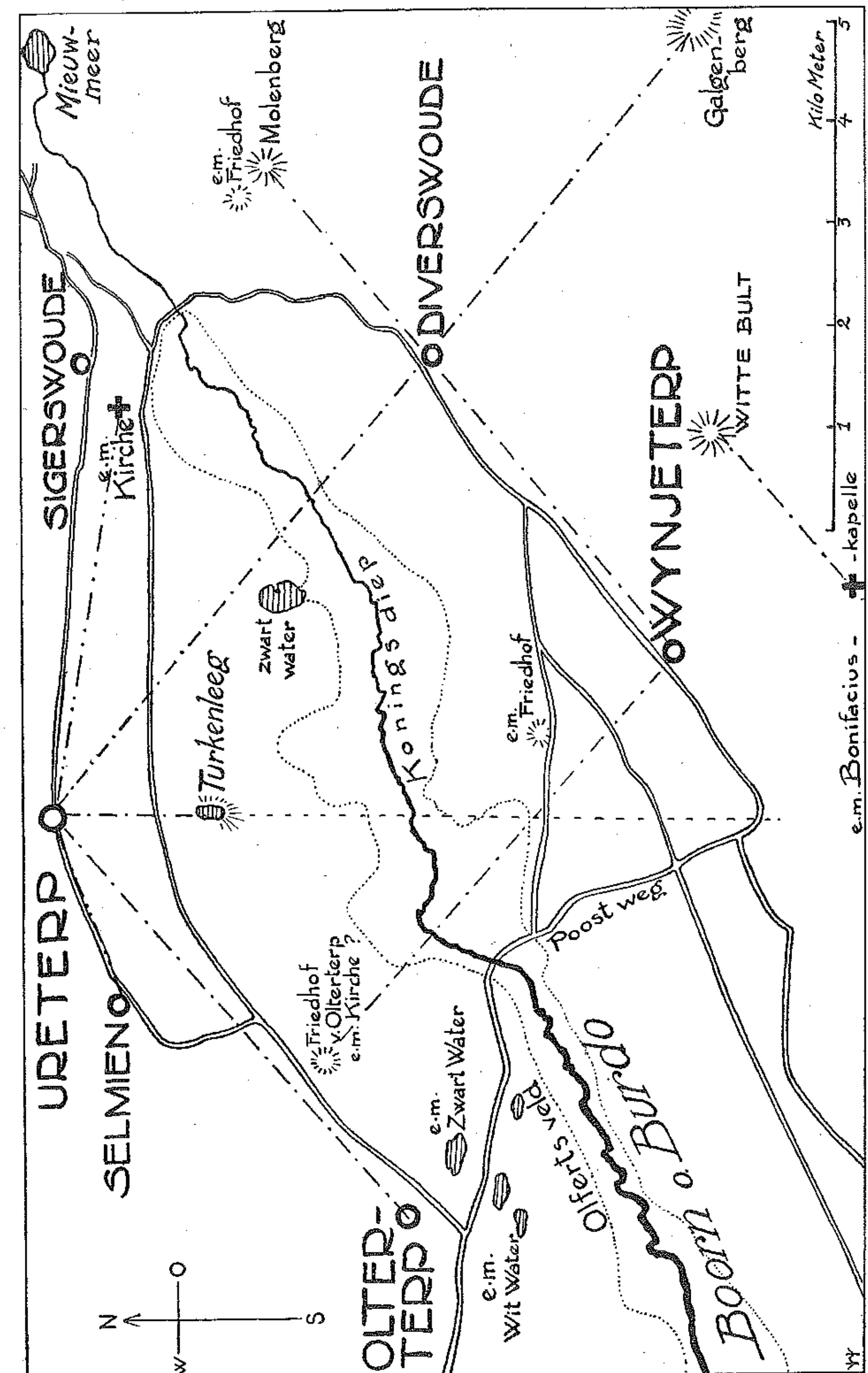
Der Name Lekkerterp ist leicht zu deuten. Lek steht hier für „fließendes Wasser", wie es in Niederland noch vorkommt (auch in niederdeutschen Ortsnamen häufiger, und zwar in der Form -lake und -lage; urverwandt mit dem lateinischen lacus — Schriftltg.) und in Friesland als Luts oder Lits. Es ist das alte Wort Lag, und Lekkerterp heißt also: Dorf am Fluß, und es brauchen, um den Namen zu deuten, keine kultischen Beziehungen angenommen zu werden, wiewohl es möglich wäre.

Mit den drei anderen Namen ist es aber nicht so einfach. Ureterp könnte seinen Namen entlehnt haben von Auerochse (ur-os), aber dann dürfte man daneben ein Swinterp, Everterp, Elandsterp, Horsterp oder sonstiges erwarten[7]). Statt dessen findet man Olterterp. Man wird diesen Namen wohl kurzerhand als Oldeterp (= altes Dorf) abtun wollen; aber erstens stimmt dann die Form nicht, und zweitens treffen wir kein Nijeterp (= neues Dorf) an. Ich meine, daß hier einer der häufigen Fälle von Klangangleichung vorliegt und daß Olterterp entstanden ist aus Ollerterp.

[5]) Die Namen dieser Orte und ihre Lage haben schon früher die Aufmerksamkeit der Forscher auf sich gelenkt; siehe u. a. Dr. Nyessen 'The Passing of the Frisians' 1927. — Verf.

[6]) In diesem Zusammenhang sei noch hingewiesen auf eine Bemerkung, die Jellinghaus (Die Westfälischen Ortsnamen, Osnabrück 1923, 3. Aufl., S. 45) zu „dorp" macht: „Der in seiner Heimat, dem Niederstift Münster, vortrefflich bewanderte Nieberding sagt, die auf -dorf ausgehenden seien dort gerade die ältesten Ansiedlungen. Betrachtet man ihre Lage innerhalb eines Bezirkes mit unzweifelhaft uralten Orten, so wird man sagen, daß sie jedenfalls zu den älteren gehören." — Schriftltg.

[7]) Alte Schreibweisen sind nicht bekannt. Es gibt aber eine deutsche Analogie, die beweist, daß dort der Name immer Urdorf gewesen ist. Siehe Cod. Dipl. Dronke. p. 103 Tr. 185 in pag. Salagewe Urithorpfe; 267, 269, 289 Urthorpe; 316 Urdorpf. — Verf.



Nach der Meßtischkarte. Abb. 2. Eine ingwäonisch-friesische Kultstätte?

Der dritte Name Wynjeterp ist wohl entstanden aus Wi-inge terp. Wir kennen zu Leeuwarden eine Stelle Wynhorn, in alten Quellen als Wyngehurne und Wiingehurne überliefert.

Nun könnten Ollerterp und Wiingeterp beide auf Personennamen zurückgehen. Wir kennen den friesischen Familiennamen Winia, und von Ull ist die Koseform Ulke oder Ultsje, von Oll Olke bei uns nicht selten. Aber dieser Deutungsversuch würde nicht zu der Regel stimmen, daß die ältesten Ortsnamen eben nicht von Personen- oder Familiennamen abgeleitet sind, sondern daß der Name die kultische Bedeutung oder die wirtschaftliche Nutzung der betreffenden Orte festhält (ndl. die Ortsnamen auf -ward).

Wegen ihres Alters haben wir allen Anlaß, auch die hier in Frage stehenden Namen kultisch zu deuten, und dann ist man mit Ureterp und Ollerterp sofort im reinen: es handelt sich um die Orte, in denen Ur und Ollr, die Winterzwillingsgottheit, gefeiert wurde. Und mit dieser Deutung steht der Name Wiingeterp völlig im Einklang: der Ort der Kinder des Wi (-ing = etwa „das Entsprossensein" — Schriftltg.), oder einfach des Wi, in Runen ᚹ ××, ein Name, der von Wirth auch auf den Wintersonnenwendekult bezogen wird.

Diese Auslegung läßt hier eine altingwäonische wintersonnwendliche Kultstätte vermuten. Wenn aber keine anderen Anhaltspunkte vorhanden wären, würde die Vermutung noch sehr wenig oder gar nichts zu bedeuten haben. Aber das Gegenteil ist der Fall, wie die beigegebene Karte (Abb. 2) zeigt, die genau dem Meßtischblatt entnommen ist.

Es kommen in dieser Gegend neben den drei besprochenen Orten noch drei andere vor: Selmien, Sigerswoude und Duurswoude oder, wie die alte Überlieferung ausweist, Diverswoude.

Zu beachten ist an erster Stelle die gegenseitige Lage dieser Orte (als maßgebend sind die Kirchen dieser Orte angenommen). Von Ureterp aus gesehen sinkt am kürzesten Tage die Sonne gerade unter Olterterp unter den Horizont und steigt über Diverswoude wieder empor. In der Terminologie Wirths würde man sagen können: Ur geht in Olterterp in das Mutterwasser hinein, und so aufgefaßt ist der Name Burdo, sonst unverständlich, völlig klar: b-ur, das Mutterwasser.

Gerade südlich von Ureterp liegt ein Pfuhl, der den seltsamen Namen Turkenleeg führt. Leeg ist das alte Wort lagu, das uns schon bekannt ist. Mit Turken- dürften kaum die Türken gemeint sein; wie sollten in diesem entlegenen Winkel des friesischen Hinterlandes sich je Türken aufgehalten haben? Der Name ist ohne Wirth nicht befriedigend zu deuten; mit Wirth erkennt man ihn aber als außerordentlich geeignet für diese Stelle: Tu-ur-ka lagu, das wintersonnwendliche Wasser der Wiedergeburt.

Auch der Name Mieuwmeer ließe sich in diesem Zusammenhang deuten. Man könnte zunächst an Möwenmeer denken, aber Möwen gehören hier zu den sehr seltenen Erscheinungen, und es ist kaum denkbar, daß hier auf dem Hochmoore ein Wasser nach diesen Seevögeln genannt worden wäre. Dieser See war aber die Geburtsstätte des Burdo, und wenn wir in Burdo einen Kultnamen sehen, dann muß die Mutter dieses wichtigen Stromes auch wohl kultisch benannt worden sein. Wirth gibt die Möglichkeit, bei Mieuwmeer an das Mutterstammwort Mu mit Sommerklang zu denken: Mi-u, und das würde zur Lage dieses Wassers stimmen. Der Burdo entsprang an der Stelle, wo, in der Richtung des Flusses gesehen, die Sonne im Hochsommer aufgeht. Der Burdo wäre also das Kind oder die Wiege des Sommerlicht- und das Grab des Winterlichtgottes.

Weitere Namen, die unter den vorliegenden Umständen zur Wirthschen Terminologie stimmen, sind Wit Water und Zwart Water (weißes und schwarzes Wasser). Es soll aber nicht unerwähnt bleiben, daß diese vielfach auch in anderen Gegenden anzutreffenden Namen gewöhnlich in Beziehung gebracht werden zur Bodenbeschaffenheit: schwarz in den Mooren, weiß auf dem Sande.

Zu beachten ist weiter die Orientierung von Diverswoude auf Winjeterp und den Galgenberg, der, wie archäologische Untersuchungen, die

Dr. A. E. van Giffen[8]) durchgeführt, gezeigt haben, ein jungsteinzeitlicher Grabhügel ist. Ebenso zu beachten ist die Orientierung von Sigerswoude auf den Molenberg und den alten Friedhof in dessen Nähe (Molenberg ist ein Hügel in der Nachbarschaft der späteren Kolonie Bakkeveen, auf den eine Mühle gebaut worden ist).

Von Wynjeterp ist keine Orientierung nach Süden zu finden. Die Landschaft hat hier infolge der Abgrabung des ehemaligen Hochmoores ein ganz anderes Aussehen bekommen, und etwa früher vorhanden gewesene Horizontorientierungspunkte werden wohl ganz verschwunden sein. Nur ein Name ist hier übrig geblieben, der an die frühere Beschaffenheit des Geländes erinnert, der Witte Berg (weißer Berg). Daß dieser Hügel einmal ein hervorragender Orientierungspunkt war, zeigt die Tatsache, daß gerade an diesem Punkte die Gemeindegrenzen von Opsterland, Schoterland und Smallingerland aneinanderstoßen. Und merkwürdig ist nun wieder die Orientierung der ehemaligen Bonifaciuskapelle auf diesen Hügel.

Überhaupt war diese Kapelle eine Merkwürdigkeit in dieser öden Gegend; ihre Lage legt den Gedanken nahe, daß sie den Platz einer früheren Kultstätte eingenommen hat.

Auch die Namen Sigerswoude und Selmien geben Anlaß zu einem Deutungsversuch in Wirthscher Weise.

Sigerswoude ließe sich ohne weiteres erklären aus dem Personennamen Siger, Sigurd, wie auch Diverswoude aus Diver (vgl. die Namen Duurswoude — Duursma). Wer aber an Wirth festhalten will, der kann ohne Schwierigkeit Sigerswoude in Beziehung setzen zum Sommersonnennamen Sig; die Orientierung auf Ureterp stimmt völlig.

Selmien ist, wenn man aus der heutigen Sprache deuten will, ganz unverständlich. Doch wenn man Sel als Sonnennamen auffaßt (vgl. Solmonath, Solwerd), kommt man zu einer annehmbaren Deutung. Man könnte mîn als das alte Wort für gleich auffassen, und Selmien liegt, von Ureterp aus gesehen, in der Richtung der Herbstsonnengleiche. Daß im hier entwickelten Schema diese zwei Orte Funktionen in bezug auf die Sonnengleiche haben ausüben können, wird weiter unten nachgewiesen.

Der Name Olfertsveld ist auf der beigegebenen Karte eingetragen, da auch er auf den Namen Ol oder Ollr bezogen werden kann, wiewohl Olfert ein geläufiger Personenname ist (die neueren Karten haben fälschlich Alpherveld). Auch der Name Poostweg (nicht zu verwechseln mit Postweg) mag in unserem Zusammenhange von Interesse sein; er ist sonst unverständlich.

*

Zu welchen Ergebnissen führen nun diese Beobachtungen?

Zur Hypothese, daß diese Gegend einst der winterliche Aufenthalt der ingväonischen Friesen gewesen und in den Sonnwendkult einbezogen gewesen ist[9]).

Diese Hypothese würde sich also anschließen an die Meinung, daß die alten Friesen sich nur zur Sommerzeit auf der Marsch aufhielten und im Herbste zur Geest hinüberfuhren[10]). Es ließe sich dabei aber denken, daß die Priesterinnen ständig auf der Geest, z. B. in Ureterp, wohnten. Unbedingt nötig wäre es

[8]) Van Giffen gilt als hervorragender Fachmann. Grundlegend ist sein Werk: De Hunebedden in Nederland. 2 Bde. und 1 Atlas in 2 Teilen, Utrecht 1925—27 (vgl. die Besprechung durch Dr. K. H. Jacob-Friesen in den „Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte", Nr. 1). — Schriftltg.

[9]) Der Oberlauf des Burdo heißt zur Stelle Koningsdiep; aus welcher Zeit dieser Name stammt, ist nicht auszumachen; er kommt schon vor auf Karten aus Zeiten, in denen von Königen in Friesland gar nicht gesprochen werden konnte. Ist hier vielleicht zu denken an einen ursprünglichen Namen Rixdiep, welches rix (s. Wirth S. 323), rusch, später fälschlich für Lateinisch gehalten und als „König" übersetzt worden ist? Erwähnt sei, daß der Name Ruschenmeer in dieser Gegend vorkommt. — Verf.

[10]) Auch die Meinung, daß sie ihre Toten auf der Geest bestatteten, würde zu dieser Hypothese stimmen. Und noch ein anderer Umstand wäre hier anzuführen. Tod und Geburt liegen nebeneinander. Zu den Wirthschen Thesen stimmt völlig eine noch jetzt im Volksmunde lebende Redensart: „in waldreis meitsje" (eine Waldreise machen) sagen wir Friesen von einer Frau, wenn sie sich ins Kindbett legt! (Wirth S. 266.) — Verf.

dann aber, daß sie dort genau den Zeitpunkt feststellen konnten, an dem ihr Volk von der Marsch abfuhr; denn es wird doch vorauszusetzen sein, daß die alljährliche Reise einer ganzen Volksgemeinschaft zur höchsten Kultstätte ein kultisch sehr wichtiges Ereignis gewesen ist, das nur unter geistlicher Führung unternommen wurde.

Denken wir uns, daß die Marschbewohner sich im Spätjahre am östlichen Rande der Marsch unter Leitung ihrer Priesterinnen versammelten, um gemeinschaftlich die Überfahrt zu unternehmen. Auch diese Abfahrt wird kultisch bestimmt und gefeiert worden sein; wir finden unten Gelegenheit, hierauf zurückzukommen und vielleicht auch die Möglichkeit, die Abfahrtsstelle nachzuweisen.

Der Zeitpunkt der Abfahrt wird wohl kurz nach der Herbstgleiche gelegen haben. Dann aber war für die Oberpriesterinnen in Ureterp Selmien gerade die „Ziffer" auf ihrer Sonnenjahresuhr, die den Abfahrtstag angab! Und wo die ehemalige Kirche von Sigerswoude stand, das ist genau die „Sonnenjahresuhrzifferstelle" für den Tag der Rückreise nach der Marsch!

Für Wynjeterp läßt sich zunächst keine geeignete Funktion finden.

Es ist noch zu beachten, daß die Kirche zu Ureterp dem St. Petrus geweiht war, nach Wirth der Stellvertreter des Ur, die Kirche zu Olterterp dem St. Hippolyt, dem Pferdeheiligen (!), die Kirche zu Sigerswoude dem St. Jacob, die zu Diverswoude dem St. Jan.

Weiter unten werden mehrere Wappen und ihre Symbole zur Wintersonnwende in Bezug gesetzt; hier sei zunächst hingewiesen auf das Wappen von Opsterland (s. Abb. 3), der Gemeinde, in welcher alle oben erwähnten Orte liegen. Das Wappen zeigt einen Hasen, der im Holze (fünf Bäumen) von einem Hunde gejagt wird! Man mag dazu ganz nüchtern sagen: „das deutet auf die Nutzung dieser Gegend als Jagdrevier", aber es ist doch außerordentlich merkwürdig, daß sich keine schönere Symbolik der Wintersonnenwende zusammenstellen ließe, wenn man sich eigens darum bemühte!

Wenn der Burdo in der Tat eine so wichtige Rolle im kultischen Leben der alten Friesen gespielt hat, dann müssen wohl mehrere Kultbenennungen an diesem Strome haften. Und wir finden sie auch in dem weiten Gebiete, das einst von diesem Flusse durchströmt wurde.

Ein Uferland am jetzigen Ee, 5 km westlich und nördlich von Ureterp heißt Oltervoet (Olterfuß), und von hier führt das Flüßchen Drait in südöstlicher Richtung schnurgerade nach Olterterp.

Südlich vom Burdo auf derselben Länge gibt es eine ganze Anzahl Namen, die ohne Wirth mehrenteils unverständlich, unsinnig und ohne inneren Verband bleiben. Es sind die Gewässernamen: Wijde, Wispel und Moe-diep, die Flurnamen: Breggewarren, Tingwouden, Mouwe.
Wijde (weite) Wispel ist unverständlich, Moe-diep ebenso; mit Wirth sind sie zu deuten als: Wi-s-pol und Mu-tief. In Breggewarren könnte man „Brückenwarren" sehen (war ist das alte Wort für sumpfiges Land); eine Brücke ist hier aber nicht zu finden. Die Anlehnung an Wirth ergibt Brica- oder Birca-. Mouwe ist buchstäblich das einheimische Wort für „Ärmel" und könnte hier in der Bedeutung „Eingang" zu verstehen sein, würde aber mit Wirth Mu-a geben.

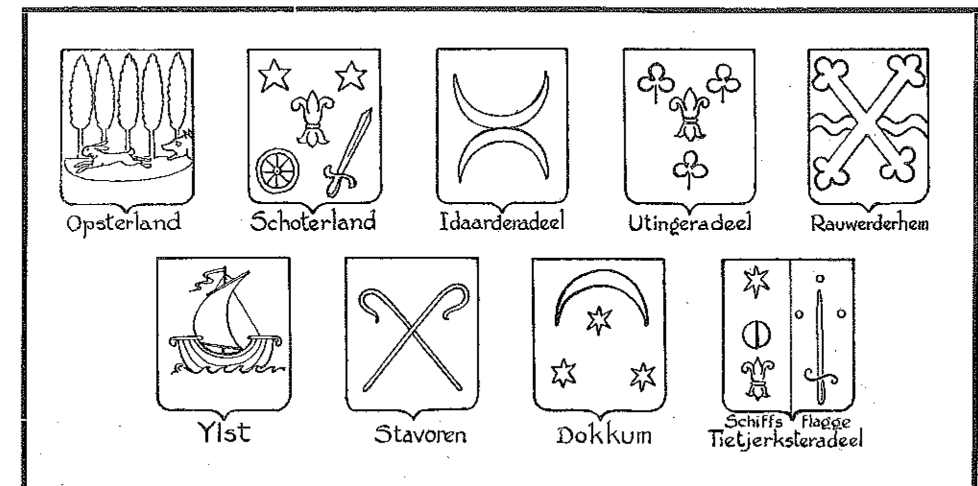
Ein anderer Name in dieser Gegend könnte leicht falsch gedeutet werden. Es ist Uilesprong.

Es gibt in Friesland zwei Uilesprongen, n. l. hier und im nördlichen Teile des Tjukemeer. Uil ist hier nicht zu Ull als Göttername in Beziehung zu bringen. Uilesprong bedeutet augenscheinlich Wassersprung, Spaltung eines Fahrwassers in zwei Richtungen, und Uil wäre dann das alte Wort Ul für Wasser, wie es noch vorkommt im Ortsnamen Teroele (zur Ule), der Anlaß gegeben hat zur Bildung des Familiennamens Troelstra, und das auch in der Form welle vorkommt („welle, walle" = Quelle auch niederdeutsch ziemlich häufig in Orts- und Flurnamen; der Hof Welling in Darum, Kr. Osnabrück, heißt 1282 „ad fontem". — Schriftltg.).

Nebenbei sei erwähnt, daß dasselbe Wort ul (Wasser) vorliegen kann in Uilebord (Ullbrett), das von Wirth so hervorgehoben worden ist. Wir kennen ja das holländische Wort waterbord für ein Brett am Kopfdach einer Mühle zur Verhütung des Einwässerns. Eben dieselbe Funktion übt das uilebord als konstruktiver Teil eines Scheunendaches aus! So wird also uilebord einfach Wasserbrett bedeuten können.

Es könnten aus dem Stromgebiet des Burdo noch einige Ortsnamen erwähnt werden, z. B. Akkrum, das wegen der Konsonanten -k-k-r in Wirthscher Weise zu deuten wäre. Die angeführten werden aber genügen. Das Bild, das von den kultischen Reisen der alten Friesen entworfen wurde, würde aber nicht vollständig sein, wenn nicht über die wichtige Stelle gesprochen würde, wo dieser Kultweg im Westen anfing.

Wir suchen also nach einem Orte, der von der Marsch aus leicht zu erreichen ist, am Wasser in unmittelbarer Verbindung mit dem Burdo liegt und dessen Name eine nordatlantisch-kultische Bedeutung, nicht aber eine sonnenwendliche haben soll. Und wir finden nicht nur einen, sondern zwei Ortsnamen, die diesen Voraussetzungen entsprechen. Es sind Sneek und Ylst.



Gemeinde-Wappen.

Sneek lag früher am südlichen Ufer des Middelmeeres auf einer Insel, einem sehr geeigneten Sammelplatz also, der von der Marsch aus leicht zu erreichen war.

Was sagt uns dieser Name? Im Friesischen heißt er Snit, also Snik, ein verhöhter Snek oder Snak. Die alten Chroniken (keine zuverlässigen Quellen!) erzählen, daß an dieser Stelle ehemals eine Schlange angebetet wurde. Die Etymologie (Schlange) snake-sneek ist aber (auch von mir) später verworfen, und ich habe Snik oder Snak (wir kennen auch ein Snakkerburen) verstehen wollen als feuchte Stelle am Wasser. Die Wirthsche Anschauung stimmt aber ganz genau zu dem Bericht unserer Chroniken! Sneek würde nach Wirth die herbstliche Schlange sein Ϙ ××. Sehen wir nun, daß die älteste Kirche Sneeks dem St. Maarten geweiht war, der im Spätherbste gefeiert wurde, dann gewinnt die Schlange an Wahrscheinlichkeit.

Sneek könnte also der herbstliche Sammelplatz gewesen sein, wo das Volk, ehe die Abreise zur Geest angetreten wurde, den sinkenden Sonnengott anbetete.

Ylst hieß ehemals Yleke. In diesem Namen würde nach Wirth der Göttername Ull mit Frühjahrs- oder Sommerklang vertreten sein (s. Wirth S. 318 Il-ku).

Ylst liegt 3½ km gerade südwestlich von Sneek; ein breites Fahrwasser, der Geeuw, verbindet beide Orte. Weitere Gewässernamen in dieser Gegend sind Wijmerts, vordem Wî-merk (merk oder mark als Wassername kommt in Friesland vielfach vor als Murk), Wijnsloot (Wîn-).

Ylst ist nur ein winziger Ort, der aber schon sehr früh Stadtrechte bekam; seine Privilegien sind häufig sowohl von den höchsten kirchlichen als weltlichen

Behörden bestätigt worden. Im Jahre 1392 ist sogar die Wallfahrt zur Kirche von Ylеke besonders empfohlen, und den Besuchern der Kirche und des Kirchhofes wurden mehrere Ablässe versprochen — wohl ein Beweis für die kultische Wichtigkeit dieses Ortes.

Die Kirche war dem St. Mauritius geweiht, dem Heiligen des Heeres und der Volksversammlungen, der am 21. September oder vom 12. bis zum 25. Januar gefeiert wurde. In bezug auf die kultische Bedeutung dieses Heiligen sei das sog. Mauritius-Kreuz erwähnt; es ist ein Kreuz, dessen Arme in Kleeblättern endigen.

Sowohl die Lage wie auch der Name und die Geschichte von Ylst und Sneek geben also der Möglichkeit Raum, in diesen Orten den Endpunkt und den Anfangspunkt des altfriesischen Kultweges zu sehen.

*

Wiewohl die Gemeindewappen erst sehr spät entstanden sind, ist es nicht unmöglich, daß die in ihnen vorkommenden heraldischen Symbole aus uralten Zeiten stammen. Und es ist allerdings merkwürdig, daß die Wappen im Gebiete des erwähnten Kultweges fast alle ein rein wintersonnenwendliche Symbolik (nach Wirth) aufweisen (Abb. 3).

Das Wappen von Opsterland ist schon besprochen. Das Wappen Schoterlands zeigt: das Jahresrad, das Schwert (Teilung), die Sig-Lilie und zwei Sterne. Das Wappen von Idaarderadeel zwei Halbmonde, rücklings aufeinandergestellt (also das Ur-ka-Zeichen; s. Wirth S. 489, 396 u. m.). Das Wappen von Rauwerderhem das Malkreuz, endigend in Kleeblättern; das von Utingeradeel die Sig-Lilie inmitten dreier Kleeblätter.

Ylst führt das Ull-Schiff!

Überhaupt sind die Wappen mehrerer Gemeinden und Städte in Friesland merkwürdig wegen ihrer Symbolik. So führt Stavoren die Kultformel L-L in Malkreuzgestalt; Dokkum zeigt das Ur-Zeichen über drei Sternen. Sehr merkwürdig kommt mir folgendes vor. Das Wappen von Tietjerksteradeel zeigt ein Fischerboot, das eine Flagge am Heck führt. Diese Flagge trägt wiederum ein Wappen: der Schild ist gespalten; die (heraldisch-)rechte Hälfte zeigt unten die Sig-Lilie, in der Mitte ein senkrecht geteiltes Zirkelchen (das geteilte Jahr), oben einen Stern, die (heraldisch-)linke Hälfte hat das Schwert zwischen drei Punkten: also eine vollkommene sonnenwendliche Symbolik.

*

Der Vollständigkeit halber mögen noch einige nebenbei gemachte Beobachtungen angefügt werden.

Ylst und Sneek liegen im Gebiete der Landgemeinde Wymbritseradeel. Dieser Name ist nie befriedigend gedeutet. Eine alte Form ist Wagenbruggedeel, offenbar die holländische Übersetzung der friesischen Schreibweise Weinbritz. Der Name wird wohl in Beziehung stehen zum Flußnamen Wymerts. Wenn wir nun dieses Wort kultisch zu deuten versuchen, dann ist das Wort Wymbrugge zu lesen als Wî-m-brica, und das würde völlig übereinstimmen mit der Sneek und Ylst zugedachten kultischen Funktion.

Der Name Olterterp ließe sich auch als Ol-tar-terp lesen (Ul-tar = die Jahresteilung).

Die Jahrmärkte zu Wynjeterp fallen auf den letzten Donnerstag im April und den vorletzten Donnerstag im Oktober (St. Lukastag).

Ein Beweis für die Richtigkeit der Wirthschen Etymologie bildet das friesische Wort für „Rad", holländisch „Wiel" (s. Wirth S. 265): friesisch Tsjil, durch Palatalisierung entstanden aus Kiul.

Zum Namen Sneek als Stelle des Aufbruchs zur herbstlichen Reise nach dem Winterkultort stimmt völlig die von Wirth S. 281 aufgestellte These: „Der Lichtgott wird, wenn er seine Winterfahrt antritt, mit dem Symbol der Schlange als Bestimmungszeichen angedeutet."

Vielleicht lebt noch eine Erinnerung an die uralten Kulthandlungen in dieser Gegend:

In ganz Zevenwouden war bis vor kurzem noch das sog. Sint Thomasläuten üblich, und eben jetzt hat es in weiten Kreisen neues Interesse gefunden.

Unter Sint Thomasläuten ist folgendes zu verstehen. In den Dörfern, in denen die Kirchenglocken nicht im Turme, sondern in einem sog. Glockenstuhl auf dem Kirchhofe hängen, läuteten alle männlichen Dorfbewohner vom 21. bis zum 25. Dezember Tag und Nacht unaufhörlich die Glocken. Daß hier im Wesen eine kultische Handlung vorliegt, ist ohne Zweifel.

Die einheimisch-friesische Benennung dieses seltenen Brauches ist „plûs-lieden", d. h. „sauber läuten". Der Name Sint Thomas, der mit dieser zäh festgehaltenen Volkssitte verknüpft ist, scheint mir aber zu erhärten, daß die christliche Kirche hier ehemals eine altertümliche Sitte sozusagen geheiligt hat. War doch dieser Thomas ein Zwilling und ein Zweifler, beides Umstände, die sich merkwürdig passend anschließen an „Zwillingsgott" und „Kampf zwischen Licht und Dunkel". Der Feiertag des heiligen Thomas ist der 21. Dezember.

Die Einwohner von Oudehorne haben eben jetzt die Zustimmung des Gemeinderates von Schoterland nachgesucht, das Sint Thomasläuten wieder nach alter Sitte ausüben zu dürfen!

Leeuwarden, Weihnachten 1929.

Weleda erhebt sich, die Seherin!

Eugen Weiß hat sich schon seit längerer Zeit mit dem Stoff beschäftigt und diese Arbeit uns zugeschickt. Aus Raummangel hatten wir bislang die Arbeit nicht drucken lassen können. Aber Weiß konnte die gleichen Gedanken schon im diesjährigen Augustheft der Schwäbischen Heimat veröffentlichen unter der Überschrift „Der Turm der Weleda steht auf!" — Die Arbeit ist nur ein Ausschnitt aus einem größeren Werke — „Entrollte Germanenbilder" —, das in der Handschrift fertig vorliegt.

Es sind rund 2000 Jahre, seitdem an der Lippe ein geheimnisvoller, hoher Turm stand, in dem eine nicht minder geheimnisvolle seherische Jungfrau wohnte, Weleda mit Namen. Sie besaß nach den Schilderungen des Tazitus einen Machtbereich wie eine Göttin. Ihrem Wahrspruch unterwarfen sich die umliegenden germanischen Völker, und selbst die Römer sandten Gesandte mit Geschenken, um ihre Gunst zu gewinnen. Jahrhundert um Jahrhundert rauschte vorbei, die Lippe fließt immer noch weiter, wie einst; der Turm aber, der an ihr gestanden haben soll, ist längst untergegangen in den Stürmen der Zeit. Er war ja natürlich nur aus Holz, wie alle altgermanischen Bauten, und nur die Dichter und Träumer bauten ihn sich immer wieder auf, die Vaterlandsfreunde, die sich die heiligen Schauer des Glaubens und Schauens der Väter ums Herz jagen müssen, ob sie wollen oder nicht. In ihrem Geist spukte der Turm der Seherin immer aufs lebhafteste; sie sahen die heiligen Wasser um ihn rinnen, sie hörten die Raben um ihn rauschen vom nahen Wald her, sie sahen die Wölva auf die Zinnen treten und nach dem Vogelzug den Willen der Gottheit künden. So sahen sie sie, und ihr Herz schlug hoch in heiligem Vaterlandsmut, im morgenrotschönen Aufblick zur Hohheit der deutschen Frau und ihrer göttlichen Sehergabe.

Der Turm ist längst vergangen, auch kein Spahn und Sandkorn ist mehr von ihm da, und wir gehen vergebens die Lippe auf und ab, ihn zu suchen, oder wenigstens die heilige Stätte festzustellen, an der die Gottheit durch der Seherin Seel und Sinn am Herzen der Hermannsväter lag. So glaubten wir! Wenn wir aber nun sagen und künden: ein Wunder, ein Gotteswunder ist da, ein Vaterlandswunder, wie seit 1000 Jahren keins mehr sich zutrug, der Turm Weledas steht an der Lippe, heute wie einst, wenn auch nur noch in einem Stumpf, die Wellen rinnen immer noch zukunftkündend an ihm vorbei und vom nahen Wald umwittert ihn zuzeiten auch noch der schwarze Rabenflug der Weisheit Wotans; wenn wir das sagen mit heißem Herzen ob der Wunder dieser Tage, dann wird man, so man hohen Mutes ist, wohl gern die Botschaft hören, aber vielleicht doch zweifelnd sagen, mir fehlt der Glaube. Das wäre aber verfehlt, man kann ruhig glauben, wir haben das, was von dem Turm noch steht, so gründlich unterbaut mit Stahl und Stein, mit Leben und Sein, mit Feuer und Geist und allem

was zu Himmeln reißt, daß es niemand wird wieder einstürzen noch herausreißen können. Und wenn wir nun auch nicht mehr auf Zinnen oder Erker treten können, wie Weleda, die göttliche Jungfrau, deren Ansehen den Römern die Göttin, der sie diente, verdeckte, so können wir doch in ihr Turmgetrümmer hineintreten und sagen, hier stehe ich auf heiliger Stätte, hier weht der Göttin Geist, hier ist das Heiligtum der Väter. — —

Der Turm der Seherin ist, ganz klar und einfach und selbstverständlich, der ungeheuerliche, unheimliche, seltsame, nicht zu deutende Turmstumpf unbekannter Bedeutung, der da steht, am obersten Quellfluß der Lippe, an der Strote, der strudelnden Strude-Nixe der Frija oder Ostara, wie wir die germanische Göttin, die Himmelsmutter, die Maria dieser Zeit und dieser Gegend, nennen wollen! Das ist der Turm der Weleda, die Heidenkirche bei Kohlstädt! Sie steht im oder am Oesterholz, hier waltete in Lüften und Wassern geheimnisvoll die Fruchtbarkeits- und Frühlingsgöttin, und so erkennen wir den Turm nicht eigentlich als den der Weleda, wie die Römer ihn sahen, denen die Göttin hinter der Seherin verborgen blieb, sondern als den heiligen Turm der Fro-Feyrs-Gattin, der Erdmutter Nerth und Hel-Frija, deren Sitz hier war; so erkennen wir ihn als den Ostaraturm, Osterturm, Frühlingsturm, Sonnwendturm, durch den die Sonnwendlinie, vielleicht auch Mondlinie, von der heiligen Weltmitte der Externsteine her ging, bis zum geheimnisvollen Schlangenhaupt, das wir hier noch nicht nennen möchten, das sich aber, hoffen wir, in einem Buch, das wir schrieben, welches dem, der diese versunkene Welt aus dem Boden gehoben, vorgelegen hat, bald erheben wird aus dem Dunkel mörderischer, alles verwüstender römischer westfränkisch-kristlicher Jahrhunderte und erst vollends die Größe dessen künden wird, was wir hier fanden. Der Ostaraturm ist nur der vorgesetzte Hohstein = Sonnwendstein eines viel gewaltigeren Heiligtums, das vor unseren Augen seherisch auftaucht und hineinragt in graue Steinzeiten, da noch kein Schwert Flammen aus Brünnen schlug, sondern Hornpfeile zischten und Steinbeile auf Schädel krachten im blutigen Kreuzesweg der Menschheit zu immer höherer Wiedergeburt empor. —

Wir gingen in den Spuren Wilhelm Teudts und seiner „Germanischen Heiligtümer". Es waren einige Fragen, die uns nicht losließen, wir lüfteten sie und kamen so zu dem gewaltigen Bauwerk, das wir vor uns liegen sehen, teils im Geist, teils in wirklichen Resten des Baus der Urzeit. Die Feinde Teudts werden nach der Entrollung der Germanenbilder, die wir schauen, verstummen und die Freunde der germanischen Vorgeschichte können auf den von dem Meister gelegten Grundmauern den ersten Sieg feiern. Heil, Mutter Erde! Heil, Deutschland, heiliges Vaterland! Die Steine reden, wo die Schriftgelehrten schweigen; Himmel und Erde tun sich auf, die Größe der Vorzeit zu künden. —

Den Kohlstädter Turmstumpf ohne beweisende Unterlagen als den Turm der Weleda zu künden, wäre natürlich ein kindliches Unterfangen, sein Steinbau spricht allein schon gegen einen altgermanischen Ursprung und die Strote, an der er steht, ist auch nicht die Lippe, die heute erst weiter unten so heißt. Aber wir haben diese Unterlagen, sie füllen viele Seiten, ein ganzes Buch, wir können sie hier nicht bringen und möchten nur mal fragen, ob es noch niemand aufgefallen ist, daß Weleda von den Batawern das den Römern abgenommene Feldherrnschiff als Geschenk erhielt!! Sie schleppten es die Lippe hinauf, sagt Tacitus! Der Seherin in dem Turm ein römisches Kriegsschiff als Geschenk! Daß wir es kurz machen, dieses Schiff ist das Schiff Skidbladnir Freyr-Njords, das um die Jahreswende in feierlicher Umfahrt durch die Gaue ging und mit Festen und Gelagen gefeiert wurde, es ist der Wagen der Erd-Nerth-Nerthus mit dem Götterbild, in Wirklichkeit ein Schiff in ähnlichem Umzug, es ist das Schiff, das noch um 1133 am Niederrhein unter den Festen und Feiern des Volks umherfuhr, bis es die Geistlichkeit zerstörte, das Schiff, das den Schwaben um 1530 ein Ulmer Ratsprotokoll verbietet, es am Nikolasabend unter Mummenschanz umherzufahren, das Wagen-Schiff, das bis heute umfährt im Kar-Naval = Karneval. Tacitus wiederum berichtet es, die Sweben sahen das Bild der Isis (Frija-Ostara) in Gestalt eines Schiffes, die Batawer besaßen diese Schiffsgöttin ebenfalls, sie wurde auf römischen Altären mit dem Fuß auf einem Schiffssteven gefunden, hieß bei ihnen unter einem ihrer vielen Beinamen römisch verketzert Nehalennia, und wenn daher ebendieselben Batawer ein doch mindestens 25 bis 30 m langes römisches Kriegsschiff die Lippe hinaufschleppen, um es einer weisen Frau zu schenken, so können wir mit gutem

Recht vermuten, daß dieses Geschenk nicht der Frau, sondern, wie die Siegesbeute immer, den Göttern, der Göttin gehörte, welcher die Weleda natürlich diente; der Schiffsgöttin, der Nehalennia — Isis — Fro — Nerthus — Freyr — Freya — Frija — Ostara, der Frühlings- und Fruchtbarkeitsgöttin, die immer dieselbe ist, aber nach Zeiten und Orten in Namen und Ansehen wechselte, oder unter Beinamen wie Berchta, Holle usw. zu bestimmten Sonderausprägungen kam.

Wir haben dieses Schiff und die zugehörige Gottheit untersucht bis hin nach Altamerika, bis in den fernsten Osten. Die Ägypter stellten es im Allerheiligsten des Tempels auf und führten es um, wie die Germanen, auf ihren Tempel-Feststraßen, die Göttin Nun ist Njordr, es ist immer und überall dasselbe, es kam von Atlantis, und wenn Njords Schiffsstätte, der sich mit Freyr-Freyja deckt, Noa-tun ist, dann steigt uns vielleicht eine Ahnung auf, daß es bis zu Noa und seinen Kasten reichte. Überall erscheint seine Namensbildung aus „nor", „Schiff".

Das Götterschiff atlantisch-nordischer Urgedanken genügte aber natürlich noch nicht, um die Kette der Beweise für den Turm der Ostara-Nehalennia zu schließen, wir müssen weiter unterbauen, auch werklich, bis zum dicken Stein, statt Holz, des Gemäuers, konnten das auch reichlich, und wenn wir unsere Bilder entrollen, denken wir nicht daran, den Meisterschützen des einzig sicheren Denkens einer schulgedrillten Richtigkeit und Tüchtigkeit, wie wir sie in Teudts Heiligtümern kennen lernten, die matte Waffe aus der Hand zu schlagen, sie wird weiterschießen, und wäre es in ein einziges Loch hinein, oder um ein doppeltes Eck herum; aber wir denken unsern Freunden die Grundmauern aufzuweisen, auf denen sie stehen können mit uns, das flammende Siegfriedschwert zu schwingen zu Deutschlands Erneuerung, in einer germanischen Auflebung von Wurzel und Stock an. Hinweg mit dem fremden Plunder aus Griechenland und Rom, die Faust ins Gesicht allendlich den Buben, die uns die eigene Vorzeit, die Gestalten und Gewalten, die Götter und Geister der Väter besudeln und verhudeln; aber den Sonnenturm der alten Sonnwendfeuer und Feiern hervor, eines großen nordischen Sonnenglaubens, einer Einheit von Blut und Glauben aus Jahrzehntausenden, den Turm der Seherin; ebenso empor die alten Wurmlagen gewaltiger Hohsteine aus der Erde, die Tronjeburgen, in denen sich die Sonne fing zu ewiger Neugeburt, heraus aus den Tempeln dumpf und tot, „in den frischen Eichenhallen webt und rauscht der deutsche Gott!" Da, auf der Senne, am Teutoburger Waldrand rauschen an der heiligen Feststraße der Göttin die frischen Eichenhallen des deutschen Gottes, da fuhr der Wagen mit dem Römerschiff, jetzt Ostaraschiff, hin und her in heiligem Frühlingsfest, wir entblößen das Haupt, wir fühlen es, hier haben die Steine und Gräser, die Wasser und Lüfte Zungen, hier atmen die Jahrtausende, hier muß das Heldenmal der Deutschen stehen, die wider die ganze Welt standen, hier bei Schlangen, am alten Schlangenweihtum am Ende der Ostarastraße! — Aber, ob Denkmal oder nicht, hierher werden noch einmal tausende pilgern, zehntausende, wir stehen mitten in einer germanischen Neuauflebung, wir erheben uns aus dem Römerschutt über uns, und wenn die deutschen Scharen da an den heiligen Stätten ihre Herzen flattern lassen wie wehende Fahnen, dann wird der Schrei zum Himmel steigen, der wieder alles ordnet: „und rufet alle, Mann für Mann: Die Knechtschaft hat ein Ende!" Eugen Weiß, Kannstadt.

Das vernahm ich unter den Menschen als der Wunder größtes:
daß Erde nicht war noch Himmel darüber
noch irgendein Baum noch Berg,
daß Sonne nicht schien
noch Mond leuchtete noch das Märchenmeer.
Da dort kein Geschöpf war an Enden und Wenden,
da war doch der eine allmächtige Gott . . .

(„Wessobrunner Gebet" — Anfang.)

Ein „Radkreuz" an einer lippischen Dorfkirche.

Von A. Meier-Böke.

Mit einer Abbildung nach Zeichnung des Verfassers.

Die Entdeckung eines sog. Radkreuzes an der Kirche zu Langenholzhausen an symbolisch bedeutsamem Ort und die seltene Einfachheit und Klarheit der sinnbildlichen Verhältnisse veranlassen mich, den Tatbestand hier einmal ausführlicher zu erörtern.

Der entdeckte Gegenstand ist vierspeichig, Durchmesser 7 cm. Er befindet sich an der Unterseite des romanischen Türsturzes auf der Westseite des Turmes. Die Ausführung ist roh, die Figur durchschnittlich ½ cm in den Sandstein eingetieft, offenbar von primitiven Händen, jedenfalls in ganz anderer Technik als das im Bogenfeld darüber befindliche gleichachsige „griechische" Kreuz von 33 cm Durchmesser, das aus dem Grunde in scharfer Zweiflächenmanier ausgespart ist, und dessen Achsen sich nach dem Mittelpunkt zu verjüngen. (Siehe Abbildung.)

Die Peripherie des Radkreuzes ist nicht genau kreisförmig, sondern etwas elliptisch verzogen, offenbar aus Mangel an technischem Können. Die Unterseite der Außenkante des Türsturzes hat eine Anzahl Absprünge, die nach dem Verwitterungsstande hochaltrig sind, und deren einer die Kreislinie des Kreuzrades zum Ausfall brachte: ein offenbarer Beleg für das höhere Alter der Kreuzgestalt in Hinsicht auf die Zeit der Beschädigung, die, wie gesagt, auch an sich den Eindruck hohen Alters macht.

Der beliebte übliche Einwand in solchen Fällen, es handle sich um kindliche Spielerei, muß hier an der Höhenlage des Sturzes scheitern. Das Radkreuz müßte dann schon vor der Erbauung des unteren Turmteiles eingearbeitet sein, denn dieser ist offenbar gleichzeitig mit seinem Bogensandstein hergestellt. Der untere Turmteil als solcher muß von hohem Alter sein. Er besitzt Wehrstruktur, Bauernburgcharakter. Die Treppe ist aus über meterdickem Mauerwerk ausgespart, führt also innerhalb der Wandung aufwärts. In dieser Eigenart der Treppenanlage, sowie in seiner Mehrgeschossigkeit und seinen Schießscharten ähnelnden Fensterschlitzen erinnert der untere Turmteil auffallend an die Struktur der vier berühmten Bornholmer Rundkirchen.

Das Langhaus und der obere Turmteil sind gotisch. Die erste urkundliche Erwähnung der Kirche geschieht 1245 (Lipp. Reg. I 238). Die Weihung des Gotteshauses an die heilige Helena weist aber ebenso wie der Befund an unserem Turmteil auf ein noch höheres Alter hin.

Nun zur Fragestellung, wie sie sich klar und eindeutig aus dem Fundzusammenhang ergibt: Was bedeutet das, ein Kreuz oben und ein Kreuz unten, in öffentlicher Erhobenheit das eine, in heimlicher Verhehlung das andere? Und die Kernfrage: kann denn e i n Kreuz mehr sein als ein a n d e r e s, ist nicht das Kreuz christliches Eigen, oder handelt es sich hier um eine Art Austreibung des Teufels durch Beelzebub?

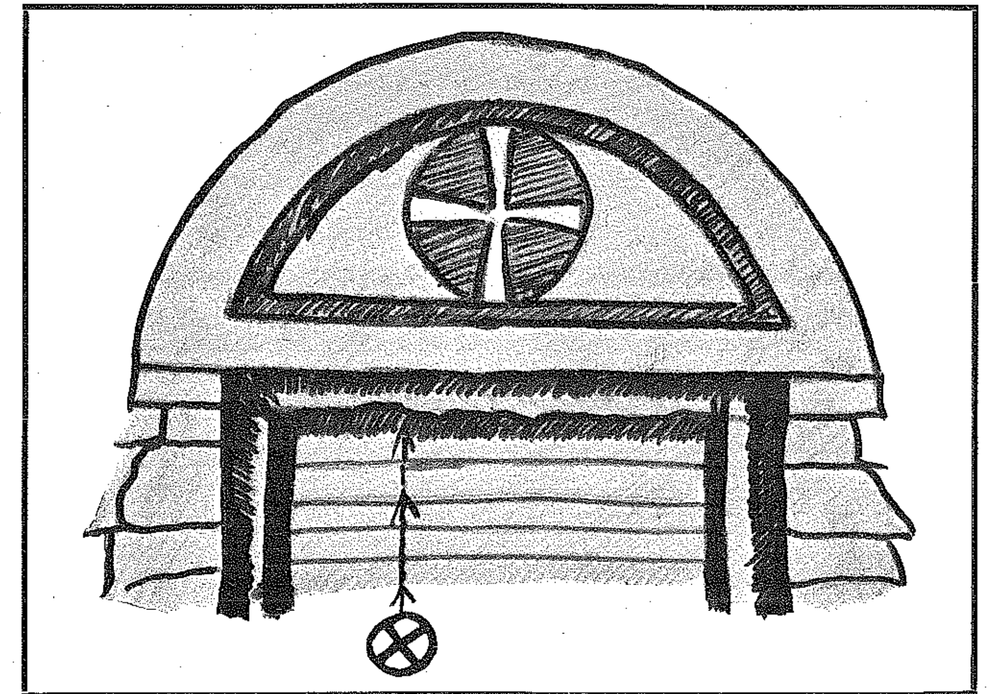
Es ist eine sichere Feststellung der archäologischen Wissenschaft, daß das sog. Radsinnbild ein uraltes, vorchristliches Ideogramm darstellt, das schon in der Steinzeit Heilsbedeutung hatte und in diesem Sinne vielfach angewendet wurde. Auf die Herkunft dieses Zeichens aus dem Orientierungskreuz nach den Haupthimmelsrichtungen des Gesichtskreises und seinen Zusammenhang mit dem vierteiligen Jahreslauf kann hier nicht näher eingegangen werden. Wir suchen nach einer Antwort auf obige Fragestellung.

In seinem Werke „Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit" (München 1922) hat Erich Jung sie uns bereits gegeben. Er schreibt S. 248: „Da wir aus den bestimmten Anweisungen und dem Verhalten der Kirche wissen, daß sie die vorchristlichen Sinnbilder, wo sie konnte, lieber umdeutete als vernichtete, und daß das Volk mit unglaublicher Zähigkeit an seinen gewohnten und einmal eingebürgerten Glaubensvorstellungen und noch zäher an den gewohnten Sinnbildern zu haften pflegt, so ist es eben, sagen wir, bis zur Sicherheit wahrscheinlich, daß das Radsinnbild auch später noch, nach der amtlichen Einführung

des Christentums eine übersinnliche Bedeutung hatte, ein Glaubensbild war." Auf S. 243 heißt es: „An der Kirchentür werden die unheimlichen, die vorchristlichen Zauberzeichen abgebildet in Stein, um sie so im Bilde zu fesseln und damit zu bannen. Das Kreuz wird daneben gesetzt, um die Gefahr zu beschwören, die damit gegeben ist, daß man die Dämonen mit ihren Zauberzeichen an die Wand malt; wie man das Zeichen des Kreuzes schlägt, wenn man dem Gott-sei-bei-uns begegnet."

Dieser Jungsche Gedankengang ist entscheidend für unsere Problemlage: Ein Sieger-Besiegtenverhältnis drücken die beiden Kreuzsinnbilder in ihrem ungewöhnlichen Lageverhältnis zueinander aus.

Auf S. 222 spezialisiert Erich Jung die Örtlichkeit der fraglichen Zauberzeichen: „Er (der Bauherr) hat sie eingemauert an der Außenseite der Kirche, . . . um sie von den Wohltaten der Kirche auszuschließen, die im Inneren gespendet wurden . . ." Und S. 233 heißt es, noch mehr vergenauernd: „Dagegen brachte der christliche Bauherr mit Vorliebe am Türsturz die Sinnbilder des besiegten oder noch zu bekämpfenden Heidentums an.



Der Pfeil zeigt die Stelle, an der das Radkreuz angebracht ist.

Mit einer großen Anzahl mythologischer und symbologischer Beispiele hat Erich Jung den Beweis für seine Behauptung angetreten. Das ganze Buch ist ein fortlaufender Beleg dieser These. Auch für die Kreuzgestalt als Heidensinnbild blieb er den Beweis nicht schuldig. Er führt etwa 20 Bogenfenster, zumeist romanische, teils karolingische auf, welche das Kreuzmotiv in irgendeiner Abwandlung im angegebenen Sinnbezug aufweisen. So hat die gotische W a l d e r i c h s k i r c h e bei M u r r h a r d t auf einem romanischen Bogenfeld drei Kreise, deren größter, mittlerer das christliche Lammsinnbild nebst lateinischem Kreuz, deren rechter Kreis einen achtarmigen Kreuzstern, und deren linker Kreis einen Priester mit dem Weihwedel zeigt. Der Kirche in O b e r ö b b i n g e n am See fehlen die Kreise, auf ihrem Bogenfeld ist rechts eine segnende Priesterhand nebst kleinem Strahlenstern dargestellt. An Stelle der Kreuzgestalt treten mancherorts auch andere heidnische Charaktere auf, z. B. der Wolf (Kirche von Eichel bei Wertheim) oder

die heraldische Lilie (Bogenfeld in Haubersbronn); dadurch ist die Bedeutung der Kreuzgestalt als heidnisches Sinnbild an diesem Ort außer jeden Zweifel gestellt.

Ferner gehört hierher das romanische Bogenfeld der Kirche von Bietenhausen, das zwölf Wölfe mit je einem sechs- und fünfachsigen Radstern und drei einfache Bannkreise enthält. Es schließen sich an die romanischen Türstürze der unterelsässischen Kirchen in Neuweiler (Adelfikirche), in Altdorf, in Rufach und die kleine Kirche Dompeter bei Avolsheim.

Langenstein bei Kirchhain in Hessen hat einen achtarmigen Stern. Ähnliche Kreuzgestalten besitzen die Kirchen von Welschingen bei Konstanz, der Eingang zur Vorhalle von Maulbronn, die Kirchen zu Belsen bei Tübingen, von Werschweiler in der Pfalz, zu Hildrizhausen, die Clemenskirche in Eisenach, die Kirche in Riddagshausen bei Braunschweig.

Die Altstädter Kirche in Pforzheim und der Türsturz von Rüssingen haben die aus Kreuzfiguren herzuleitenden sog. „Zauberknoten" an sinnbildlich bedeutsamen Stellen.

An Museumsgegenständen seien noch erwähnt der frühromanische Türsturz im Fränkischen Museum zu Würzburg, der christliches Kreuz und Radkreuz koordiniert enthält, und der von Geisenheim, auf dem viermal der achtarmige Stern neben dem lateinischen Kreuz auftritt.

Der romanische Türsturz von Langenholzhausen in Lippe ist infolge seiner besonders klaren und durchsichtigen Verhältnisse ein besonders starkes Schlußglied in der Kette dieser sinnbildlichen Darstellungen besiegter und siegender Glaubensvorstellungen. Der kirchliche Gebäudekomplex, an dem er sich befindet, ist nun noch in anderer Beziehung von hervorragender Wichtigkeit in bezug auf die Kreuzgestalt überhaupt und ihre Herkunft aus dem Gesichtskreis-Orientierungssystem.

Herbert Röhrig führt in seiner Schrift „Heilige Linien durch Ostfriesland" vier Beispiele alter Dorfkirchen mit Nord- und Südtüren an, die auf bezeichnenden Ost-West- und Nord-Süd-Linien liegen (Nüttermoor, Dunum, Bagband und Lorrelt). Die Kirche von Langenholzhausen besitzt den gleichen Doppelcharakter. Die spitzbogige Südtür ist noch heute Haupteingang. Geradlinig gegenüber war früher in der Nordwand ein dem Anschein nach rundbogiger Eingang. Der alte Umriß hebt sich noch deutlich aus der Vermauerung ab. Nun liegt der Langenholzhauser Kirchplatz auf der bedeutsamen Ost-West-Linie, die vom Wolfenbütteler Aussichtsturm über Hildesheim, Fischbeck nach dem Opferplatz von Enger führt, und von der Teudt in „Germanische Heiligtümer" S. 128 schreibt: „Diese Linie scheint zu den wenigen großen Signallinien zu gehören, die durchs ganze Land des Sachsenbundes ihre Spuren zeigen." Das kirchliche Gebäude selbst ist scharf ost-westlich ausgerichtet, eine Tatsache, die schon in der Sonnenuhr auf einem der Südpfeiler zum Ausdruck kommt.

Die von Teudt angenommene Nord-Süd-Linie führt ungefähr 1 km westlich am Kirchhof vorbei. Richtunggebend bei der Aufstellung dieser Linie waren für Teudt neben der Malstatt im Leistruperwalde und der Veltheimer „Leuchte" vor allem der Wietersheimer Turm (a. a. O. S. 126). Es will mir scheinen, als ergebe sich eine nicht minder gut basierbare Linie, wenn man den landschaftlich besser sichtbaren Fissenknicker Windmühlenturm zum Ausgangspunkte nimmt, anstatt der Leistruper Malstatt, zumal dieser Punkt ja auch sonst hervorragenden Richtungscharakter besitzt. (Sonnen-Mondwendlinie des Externsteiner Sacellums und Ost-West-Linie Grotenburg—Schieder.) Die von mir angenommene Nord-Süd-Linie überschneidet das Tal der Maibolte, die „Himmelswiese" am Rafelderberg, das große Bronzegrab am Luhborn, die Nord-Süd-Türen der Langenholzhauser Kirche, den Kirchberg auf dem Tr.-Punkt 163,3, das „Bockshorn" von Veltheim (Name von vermutlich kultischer Herkunft), das altgermanische Lager auf dem „Roten Brink" und trifft den Dankerser Kirchplatz. Eine Weiterführung der Linie nach Nord und Süd müßte noch versucht werden. Die Nammer Wallburg wird von Schuchhardt mit der Idistavisoschlacht in Verbindung gebracht. Der Wall schließt rund 100 Morgen ein und ist die umfangreichste Anlage im niedersächsischen Gebiet.

Bemerkenswert ist, daß Langenholzhausen im Mittelalter Sitz eines Gogerichtes war. Der Thingplatzcharakter des Kirchhofes ist unverkennbar, die Osterkalle umfloß

ihn ehedem, und wenn nicht, wie vielerorts, das Gogericht unter dem Kreuzbogen tagte, so möchte man dafür die beiden uralten Linden an der südlichen Kirchhofsmauer in Anspruch nehmen.

So begegnen sich landschaftlich gegebenes Ortungskreuz und sein vergeistigtes Abbild, das man seither fälschlich „Sonnenrad" nannte, auf dem Langenholzhauser Kirchplatz. Selbstverständlich ist nicht anzunehmen, daß der Anfertiger des „Radkreuzes" um diese Zusammenhänge gewußt hat. Für ihn war das Speichenrad ein überkommenes Zeichen von vielleicht nur Hieroglyphenwert, für ihn war der Jungsche Gedankengegensatz führend.

Für uns aber ist der Befund an dieser lippischen Dorfkirche ein neuer Baustein zu dem groß angelegten, noch lange nicht vollendeten Gebäude der germanischen Weltanschauung.

*

Wir schließen einen beherzigenswerten Hinweis an, den Erich Jung auf S. 247 seines Buches gibt: „Eine planmäßige Sammlung (d. h. derartiger „Sonnenräder") würde sicher sehr viel neuen Stoff bringen. Ich weise dazu auf die Bemerkung in der Vorrede hin, daß in der deutschen Denkmälerforschung überhaupt und besonders für die hier behandelten Aufgaben noch viel Arbeit zu leisten ist und daß diese Arbeit zu einem erheblichen Teil nur von örtlichen Forschern und Liebhabern geleistet werden kann. Wenn wir auch in Dehios Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler und den großen Denkmälerwerken der einzelnen deutschen Länder sehr gute Nachweisungen und einen trefflichen Überblick über den Gesamtbestand haben, so muß doch von den Einzelheiten, die man für bestimmte Untersuchungsziele wie das unsere braucht, sehr vieles noch an Ort und Stelle gesucht werden und kann nicht aus Büchern geschöpft werden." — Also eine dankenswerte Aufgabe, nach solchen und ähnlichen Zeichen zu suchen und den Befund mitzuteilen!

Schriftleitung.

Die Musikinstrumente germanischer Vorzeit.

Von Oskar Kroll, Wuppertal.

II. Die Saiteninstrumente.

Weitaus weniger gut als über die Blasinstrumente sind wir über die Saiteninstrumente unserer Vorfahren unterrichtet, da uns ikonographische[1]) Zeugnisse, wie auch Instrumentenfunde fast ganz fehlen, und die literarischen Quellen keine genügend klaren Auskünfte geben. Wohl erhalten wir ein Bild von dem Gebrauch der Instrumente, niemals aber erfahren wir etwas über Einzelheiten des Baues.

In den ältesten Zeiten waren nur kleinere Instrumente bekannt, die meist im Besitz von höheren Persönlichkeiten, gelegentlich wohl auch von anderen Freien waren. Die Beherrschung der Harfe war dem edlen Germanen eine Selbstverständlichkeit, und die Anleitung zu deren Spiel zweifellos ein wichtiges Fach der Erziehung. Gab es doch für ihn kein größeres Vergnügen, als wenn beim Zechen die Unterhaltung recht blühte und die Harfe von Hand zu Hand wanderte, zu deren Begleitklängen Helden- und Göttersagen oder Spott- und Schmählieder gesungen wurden. (Saß ja den englischen Fürsten sogar ein „Sprecher" zu Füßen, dessen Aufgabe es war, lediglich die Unterhaltung anzuregen und zu leiten.) So berichtet auch Jordanes, „daß die mächtigen Taten der Vorfahren an den Höfen der gotischen Könige zur ‚Cythara' besungen wurden". Und in großer Not, bei der Belagerung durch den byzantinischen Feldherrn Belisar (533 n. Chr.), erbat sich der Vandalenkönig Gelimer eine Harfe, um sich an ihrem Klang aufzuheitern. Auch von anderen Fürsten wird uns ihr eifriges, zuweilen sogar meisterliches Harfenspiel bezeugt.

Die Instrumente wurden hoch in Ehren gehalten (bei den Angelsachsen waren sie nicht einmal „pfändbar") und dem Verstorbenen entweder mit ins Grab gegeben

[1]) = bildliche.

— wie uns Funde lehren — oder pietätvoll aufbewahrt und nur bei besonderen Gelegenheiten wieder gespielt, was uns der Ruodlieb²) bezeugt:

„Dies ist die Harfe, so sprach sie, so köstlich wie keine sonst sein wird,
Drauf, so lange er lebte, mein Hausherr symphonierte,
Bei deren Klang mein Herz in heißer Liebe dahinschmilzt,
Die mir keiner berührt hat, seitdem e r sein Leben geendet.
„Drauf, wenn Ihr mögt, euch die Rhythmen zu modulieren erlaubt sei."

(Unger, Musikgesch. in Selbstzeugnissen. 1928.) Auch berichtet eine arabische Quelle, daß ein schwedischer Häuptling im Jahre 900 außer den berauschenden Getränken zur Labung auf der Wanderung ins Totenreich auch ein Saiteninstrument ins Grab mitbekam. (Jakut, Geographisches Lexikon, Artikel „Rus".)

Nun darf aber unter dem Wort „Harfe" keineswegs ein Vorläufer unseres modernen Orchesterinstruments verstanden werden, vielmehr dürfte hiermit stets ein Leier- oder Lyreninstrument gemeint sein. Damit soll nicht die eigentliche Harfe gänzlich als den Germanen unbekannt ausgeschaltet werden, wenn es auch zweifelhaft ist, ob sie hier gebräuchlich war. In jedem Fall ist zu bedenken, daß diese Bezeichnung zum mindesten mehrdeutig ist. Sie ist es sogar noch im 16. Jahrhundert, wenigstens schreibt Sebastian Virdung 1511 in seiner „Musica getutscht und außgezogen": „Das, welches einer ein Harffen hat genannt, das heißt ein andrer ein Leier", und „harfnen" wird oftmals sogar für das Spiel eines Streichinstruments gebraucht. (Sprichwort: Ein böser Harfner kratzt immer auf der alten Saite. Peder Syv, Sprichwörter I, 373.) Auch heißt die aus Deutschland stammende Schlüsselfidel in Schweden „Nyckelharpa". — Der Wortstamm „Harfe" ist urgermanisch; er erscheint in dem Zeitwort harpfen, herpfen, harfen (Harfner = Spielmann), das die Bedeutung „ein Saiteninstrument spielen" hat. In der Literatur finden wir das Wort zuerst bei Venantius Fortunatus (Bischof von Poitiers. Das Gedicht entstand 609):

„Romanusque lyra, plaudit tibi Barbarus harpa
Graecus Achilliaca, Chrotta Britanna canat" (Lib. VII. Carm. 8).

Das angelsächsische „gleo-beam" = Lustholz, Freudenbaum ist nur eine dichterische Umschreibung des Wortes Harfe.

Als ältestes Zeugnis, das die Existenz der Leiern in außergriechischen, an unsere Kultur grenzenden Ländern beweist, besitzen wir eine in Marz bei Oedenburg (Ungarn) 1892 gefundenen Urne der Hallstattzeit, die dem 8.—5. Jahrhundert v. Chr. entstammt. (Jetzt im kunsthistorischen Museum zu Wien.) Auf ihr entdeckte O. Fleischer eine viersaitige Lyra, nach deren Musik getanzt wird, und die in ihrer Form sofort an die Anfänge der griechischen Lyra erinnert. Eigenartig ist, daß die Fundstelle auch in der Donauebene liegt, also Thrazien, von wo aus ja die antike Schildkrötenlyra ihren Weg nach Griechenland genommen haben soll, benachbart ist. — Es berichtet dann Diodorus Siculus (Historiker unter Cäsar und Augustus) von diesen Instumenten, und auf drei gallischen Münzen der gleichen Zeit vermochte Fétis sie nachzuweisen. Auch Ammianus Marcellinus (um 330 bis um 400) erwähnt, daß die Gesänge der Barden zu den „dulcibus lyrae modulis" erklangen. Ebenso dürfte wohl der oben zitierte Vers des Fortunatus' auf das Leierinstrument umzudeuten sein und nicht, wie es meist geschieht, auf die Rahmenharfe bezogen werden.

Ein erhaltenes Instrument besitzen wir nun aus einem Alemannengrab des 5.—7. Jahrhunderts (jetzt im Museum für Völkerkunde zu Berlin). Bereits in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts fand ein Ziegler in Oberflacht (Oberamt Tuttlingen im württemberg. Schwarzwald) einen vorgeschichtlichen Eichensarg, doch begann erst 1846 der Württembergische Altertumsverein alle Gräber zu öffnen und die Funde zu veröffentlichen. Darunter befanden sich auch die Reste einer hölzernen Chrotta, die einem Krieger im Arm lag. Um 1880 entdeckte man dann noch ein Grab (am Lupfenberg) und darin — wiederum im Arm eines Kriegers — eine Chrotta in tadellos erhaltenem Zustand. Das sechssaitige Instrument besteht aus einem ausgehöhlten Körper mit aufgeleimtem Deckel und dem oberen Querbogen zur Verbindung der beiden Schenkel, die zwei nicht genau symmetrische Einschnitte aufweisen, deren Zweck uns unbekannt ist. Vielleicht dienten sie als Schallöcher, vielleicht — obschon das sehr unwahrscheinlich ist — zum Befestigen einer Q u e r -

²) Ältester Roman der deutschen Literatur. Zwar erst nach 1023 im Kloster Tegernsee in gereimten lateinischen Hexametern verfaßt, aber doch germanische Verhältnisse spiegelnd.

s a i t e zur Hervorbringung der höheren Oktave? Das ganze Instrument ist 80 cm lang, hat eine Zargenhöhe von 2,5 cm, und weist oben eine Breite von 21 cm auf. Die sechs Saiten bestanden wahrscheinlich aus Darm, denn von ihnen war — wie von allen tierischen Stoffen — nichts erhalten geblieben, und wurden von dem etwa 1 cm vorspringenden Saitenhalter über einen ungefähr 12 cm vom unteren Ende entfernten, als Steg dienenden Block zu den Wirbelhaltern des oberen Querstückes gespannt.

Verschiedentlich sind nun Versuche gemacht worden, den Saiteninstrumenten das Alter der Luren zu geben, doch ist dies bisher nicht einwandfrei gelungen So wollte W. Pastor eine Leier auf dem Kivikmonument nachweisen, eine nähere Prüfung ergab indes, daß die vermutete Ähnlichkeit mit diesem Instrument nur auf einen Zeichenfehler der Vorlage zurückzuführen war. — H. Panum deutete einige merkwürdige Zeichen auf nordischen Felsbildern (Helleristninger) der Bronzezeit als Lyren, fügt aber selbst hinzu, daß diese Deutung sehr unsicher sei.

Daß die Leiern wirklich in Germanien heimisch waren, beweist der Name „Cythara teutonica", den ihr ein heute leider vernichtetes Manuskript des 9. Jahrhunderts (abgedruckt in Gerbert, De cantu et musica sacra II.) gibt. Hier ist das Instrument allerdings schon viel gedrungener — verhältnismäßig bei gleicher Breite weniger als halb so lang wie der Lupfenberger Fund. Während aber bei diesem die Arme auseinanderstreben und durch einen selbständigen Oberbügel zusammen verbunden sind, finden wir sie bei jenem zueinander gebogen und mit dem Joch zu einem Ganzen verwachsen. Die Saitenzahl schwankt auf den zwei Abbildungen der Handschrift zwischen fünf und sieben, entspricht also dem bei den Angelsachsen im 7. und 8. Jahrhundert üblichen Bezug. Letztere spielten ihre „Harfe" zeitweilig auch mit Plektren — was sonst nie berichtet wird —, wie aus dem Gedicht „Schicksale der Menschen" hervorgeht: „Mit der Harfe soll zu seines Herren Füßen sitzen mancher und Schätze empfahn, soll schnell die Schnur in Schwingung bringen und fröhlichen Schall erheben; wer geschickt das Stäbchen musizierend rührt, er zeigt sich eifrig." (Grein, Dichtungen der Angelsachsen. II.)

Die Edda erwähnt die „Harfe" in vier Gesängen: Völuspá, Atlakvidha, Atlamâl und Oddrûnargârtr. Stets ist sie hier in Händen unzünftiger Spielleute, und mit der Reichweite und der überraschenden Wirkung ihrer Klänge wird hier genau so geprahlt wie später mit Rolands Olifant. So spielt Gunnar, als er gebunden in die Schlangengrube geworfen wird, mit den Zehen so zauberisch, daß nicht nur Frauen und Männer weinen und klagen, sondern selbst die Schlangen gezähmt werden und ihm nichts zu Leid tun. Auch hört Oddrûn, seine frühere Geliebte, das Klagelied und eilt ihm zu Hilfe übers Meer. Doch da verwandelt sich Atlis Mutter in eine Natter und bohrt sich dem Helden ins Herz. — Die Erinnerung an diese Sage lebte in Island, Norwegen und Schweden noch lange bis in die Zeiten des Christentums, wie uns die Nornagestsage (Nornagestspöttr. 14. Jahrhundert) lehrt, nach der der Sänger Harfenstücke wie „Gunnars Schlag" und „Gunnars Kunstgriff" spielt.

Eigenartigerweise findet sich der Gebrauch der „Harfe" als Begleitinstrument zum Gesang im Schrifttum des nordischen Altertums nie. Beide Künste gehen nebeneinander her, verbinden sich jedoch niemals, während bei den germanischen Stämmen (Vandalen, Goten und Angelsachsen) eins ohne das andere nicht denkbar gewesen zu sein scheint.

Dasselbe Manuskript, das Bilder der „Cythara teutonica" erhielt, zeigt auch das einer Rahmenharfe, die den Namen „Cythara anglica" trägt. Sicherlich darf man daraus folgern, daß die Leier das typisch germanische, die eigentliche Harfe jedoch das keltische Instrument war, und nur die Namen nicht einheitlich angewandt wurden. Durch ikonographische Zeugnisse des Mittelalters wird diese Vermutung nur bestärkt.

Hier im Westen erhielt die Harfe, uralter Besitz orientalischer Kulturen, ihre endgültige Form durch Anfügen des — von wenigen Ausnahmen abgesehen — bislang unbekannten Vorderholzes durch die britischen Inselvölker. Die vielen verschiedenen Abarten des Instruments, die Bildwerke des frühen Mittelalters überlieferten, lehren uns, daß man experimentierend vorging, bis die günstigste Form gefunden war. Die charakteristische angelsächsische Harfe liegt in ihrer endgültigen Gestalt bereits im 8. Jahrhundert vor; demnach müssen die Versuche zu ihrer Vervollkommnung bereits viel früher begonnen haben, sicherlich schon vor der Einwanderung der Angelsachsen.

Ob die Harfe den Germanen tatsächlich vollkommen unbekannt gewesen ist, läßt sich nicht mit Sicherheit sagen. Außer der „Cythara anglica" der Handschrift des 9. Jahrhunderts findet sich jedenfalls vor dem 12. Jahrhundert kein anderes ikonographisches Zeugnis für ihr Bekanntsein in Deutschland, so daß man die Vermutung fast zur Tatsache stempeln möchte. Auch im Norden war sie wohl kaum in frühen Zeiten bekannt. Die erste Darstellung einer Harfe von nordischer Hand findet sich auf einem Steinkreuz der Insel Man und stammt aus dem 11. Jahrhundert. Wenig später finden wir sie dann auch auf Denkmälern des Nordens; gut vor allem auf Bildschnitzereien der Holzkirche von Opdal im Numedal (10.—11. oder 13. Jahrhundert).

Wie bei den Leierinstrumenten hat man auch bei der Harfe den Versuch gemacht, sie in viel früheren Zeiten nachzuweisen. So entdeckte Hörnes (Urgesch. d. bildenden Kunst in Europa) auf der Marzer Urne außer der Leier auch noch ein „doppelt mannshohes Objekt, das einem vertikalen Webstuhl oder einer großen Harfe ähnelt". Aber auch hier dürfte ein Irrtum vorliegen; mag das geheimnisvolle Objekt ein Webstuhl sein, eine Harfe ist es jedenfalls nicht.

Auf ein altes Kultinstrument scheint auch die Bemerkung Montanus' in seinen „Volksfesten am Niederrhein" zu deuten, daß man noch 1778 nach dem Flachs- oder Hanfschwingen zur Musik eines mit Katzendarm bespannten Pferdeschädels getanzt habe.

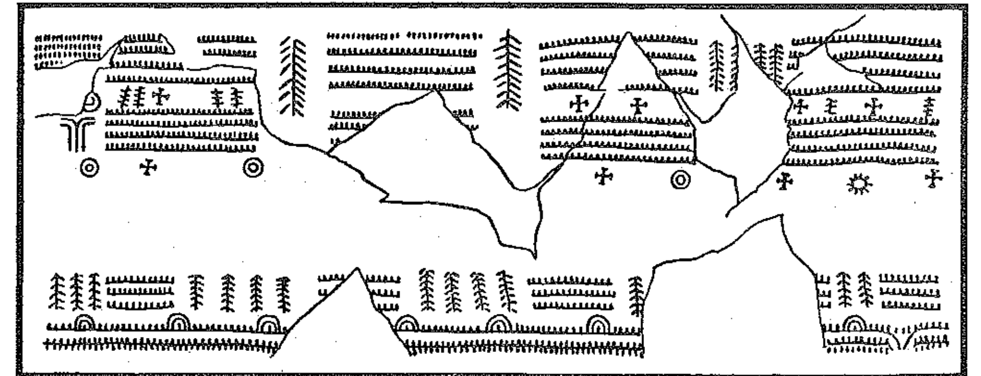
Alle diese Instrumente vorgeschichtlicher Zeit wurden nun zweifellos gezupft und nicht, wie C. Sachs glaubt, angestrichen; das besagt schon allein der Name Harfe, der (entweder von haren = hallen, wahrscheinlicher aber) von harpen = reißen (beides altnordische Worte) abgeleitet ist. Auch wird der Gebrauch des Bogens niemals durch irgendwelche Zeugnisse bewiesen. Im Gegenteil, überall sehen wir die Saiten mit den Fingern (bei Gunnar mit den Zehen) angerissen und hören einmal von der Verwendung eines Plektrons. Mag sein, daß die Mittelmeervölker die Zupftechnik bevorzugen und die nordisch-östlichen das Streichen, „das ihrer seelischen Verfassung entspricht"; für die hier besprochene Zeit findet die Regel keine Anwendung, wodurch auch Sachs' Hypothese der „Streichbogenfrage" (siehe Archiv für Musikwissenschaft I. „Das Streichbogenproblem") das vielleicht wichtigste Beweisglied entzogen wird.

III. Die Schlaginstrumente.

Schreiten wir nun zur Betrachtung der letzten Gruppe, den zur Hervorhebung und Verstärkung des Rhythmus dienenden Schlaginstrumenten, so finden wir sie wie die Blasinstrumente bis in die Steinzeit hineinragend, aus welcher Periode uns eine größere Anzahl Tontrommeln erhalten geblieben sind. Lange Zeit waren diese auf dem Kopfe stehend in den Museen falsch eingereiht und wurden als Gefäßuntersätze, Seiher oder sogar als Öfen, wie sie in der Hallstattzeit gebräuchlich waren, angesehen, doch konnte man nie einzelne Besonderheiten mit dem ihnen zugeschriebenen Zweck in Einklang bringen. Erst im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts gelang es dem Konservator des Berliner Museums, E. Krause, eine vollkommen befriedigende Erklärung für diese merkwürdigen Tongefäße zu finden. Er bewies unwiderleglich, daß es sich hier um Trommeln handelte, wie sie schon im Altertum in Afrika und Mexiko gebräuchlich waren und es dort und in Südostasien auch heute noch sind. Schon die Ähnlichkeit der Form mit diesen außereuropäischen Instrumenten wies darauf hin. Ein weiteres wichtiges Glied in der Beweiskette war die Deutung der eigenartigen, sonst durch nichts zu begründenden Zapfen oder Ösen als Halter des zu spannenden Trommelfells. Ein Vorhandensein dieses wurde wieder durch das Fehlen jeglicher Verzierungen oberhalb der Zapfen bewiesen, da sie ja doch, selbst wenn vorhanden, durch das Fell verdeckt worden wären, und folglich als überflüssig gar nicht erst angebracht wurden. Umgekehrt schließt nun auch der Schmuck innerhalb des Fußendes die Verwendung als Untersatz oder Seiher aus, da er dann auch nicht sichtbar gewesen wäre, es wohl aber ist, wenn das Instrument — wie es ja bei der Handtrommel der Fall ist — getragen wird. Auch das Auffinden einer Trommel, die, auf der oberen Kante stehend, mit Knochen- und Aschenresten einer Kinderleiche gefüllt war, bezeugt, daß einst ein Fell vorhanden war, da sonst eine Beförderung von der Brandstätte zum Grabe unmöglich gewesen wäre. Übrigens zeichnen sich auch alle Instrumente durch besonders festen Brand gegenüber den Gefäßen aus.



Tontrommel (Hornsömmern)
(Grabbeigabe aus dem nordisch beeinflußten Walternienburger Kulturkreise).



Verzierung der obenstehenden Tontrommel, abgewickelt.
„In vielen Gräbern finden sich hier (Walternienburger Kulturkreis) auf Trommeln aus Ton und anderen Töpfereibeigaben religiöse Zeichen, wie besonders Kreuze und öfter wiederkehrend vier andere Zeichen, die auf ‚Planeten' bezogen werden und zugleich eine Art ältester Noten darzustellen scheinen: die ursprünglich nordische (indogermanische) Tonleiter hatte fünf Töne, den nach Sonne, Mond, Venus, Merkur, Jupiter bezeichneten Sphärenklang!" (Beide Abbildungen und Text aus: Hans Hahne, Totenehre im alten Norden. Eugen Diederichs Verlag, Jena 1929.)

Die Trommeln besitzen durchweg Kelchform und weisen eine Höhe von 20 bis 25 cm auf. Eine Ausnahme macht nur die in einem Grabe der Hallstattzeit (bei Repten, Kr. Kalau) gefundene Trommel mit einer Höhe von 75 mm, einem oberen Durchmesser von 63 mm und einem unteren von 37 mm. Offenbar diente sie als Kinderspielzeug, wie man ja solches in Gestalt von Klappern, Miniaturtöpfen und ähnlichen Geräten schon öfters gefunden hat. — Die Befestigung des Trommelfells auf dem Instrument erfolgte wahrscheinlich in der Weise, daß es mit entsprechenden Einschnitten über die Zapfen, die in einer Zahl von 4 bis 13 vorhanden waren, gestreift und dann durch eine Verschnürung, deren Verlauf die Verzierungen der erwähnten Kindertrommel zigen, gespannt wurden. Letztere weist übrigens statt der Zapfen nur Löcher auf, in die wahrscheinlich Holzpflöcke eingeführt wurden. Die Ösen, die einige Trommeln an Stelle der Zapfen aufweisen, hatten wohl den Zweck, besondere, an Schnüren befestigte Rasseln zu tragen, wie dies auch an vielen Schamanen-Trommeln in Gestalt von Muscheln, Knochen und klappernden Fruchtschalen gebräuchlich ist. Auch an einzelnen Luren finden sich ganz ähnliche Geräuschinstrumente; es sind dies bronzene Hängezierrate an Schmuckscheibe und Mundrohr. Ob man jedoch ihren Klang durch den viel stärkeren der Luren noch hat vernehmen können, erscheint allerdings zweifelhaft, vielleicht wurden sie auch *nur* zu Schmuckzwecken angebracht.

Eine Weiterentwicklung der Trommeln kann man leider nicht verfolgen, da sich keine Instrumente der folgenden Jahrhunderte erhalten haben, doch lehren uns römische Zeugnisse, daß sie keineswegs der Vergessenheit anheim gefallen waren.

Klapperinstrumente außer den hier schon erwähnten finden wir noch in Gestalt von Blechen und vielleicht auch einigen der „Zierbuckel“ der Bronzezeit. Die Hallstattzeit bringt derartige Rasselgeräte sogar an Gewandspangen und anderen Teilen der Bekleidung an, doch kann man diese nicht mehr zu den Musikinstrumenten zählen.

Vielleicht darf man hier noch den Bumba erwähnen, von dem schon in altnordischen Sagen die Rede ist, und der in einem isländischen Lexikon des 17. Jahrhunderts als ein dem Bumbaß nahe verwandtes Instrument beschrieben wird, doch besaß er im Gegensatz zu letzterem zwei Rindsblasen mit dazu gehörigen Saiten.

*

Bei einer Anordnung der Instrumente nach der Zeitfolge ergibt sich nun folgendes Bild: In der Steinzeit sind Flöten — zuerst sehr kunstlos gebaute Querpfeifen, die musikalischen Zwecken nur ungenügend oder gar nicht entsprechen konnten, dann auch solche in vollendeter Ausführung — und Handpauken bekannt, vermutlich auch die Urhörner. Einen bedeutenden Fortschritt zeigt dann die Bronzezeit, in der die Hörner mit bronzenen Mund- und Schallstücken versehen und später ganz gegossen wurden. Höchste Vollendung in musikalischer, gußtechnischer und gestaltlicher Hinsicht zeigen die Luren. Wesentliche Bereicherung erfährt das Instrumentarium in der Hallstattzeit durch das Aufkommen der Saiteninstrumente, die sich dann zur Chrotta des Alemannengrabes am Lupfenberg und der Cythara teutonica entwickeln.

Für jene Zeiten ist das ein recht beachtlicher Instrumentenbestand und ein nicht zu unterschätzender Kulturfaktor; denn daß mit diesen Tonwerkzeugen kein barbarischer Lärm, wie es die Römer so gern schildern, sondern eine hochstehende Musik gemacht wurde, erweist sich ja aus einzelnen hoch entwickelten Instrumenten wie den Luren, der Erwähnung der „Harfen“begleitung zu Heldengesängen und den Erzählungen in Sagen von der tröstenden (Gelimer) und bezaubernden (Gunnar) Wirkung der Tonkunst.

Ein Gang durch vorgeschichtliches Schrifttum.

Ernst Petersen, **Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen.** In: Vorgeschichtliche Forschungen, herausg. von M. Ebert. Verlag Walter De Gruyter & Co. 194 Seiten, 36 Tafeln. Preis 20,— Mk.

Das Kulturgebiet der Ostgermanen, das später von der slawischen Einwanderung überflutet wurde, ist uns deshalb wohl am wenigsten anschaulich geworden, weil es mit geschichtlichen germanischen Kulturen keinen unmittelbaren Zusammenhang mehr hatte. In diesem sehr fleißigen, vollständigen und eingehenden Werk wird sozusagen alles zusammengestellt, was uns bisher an Funden aus jener wichtigen Kulturepoche bekannt geworden ist. Da wir immer noch darauf angewiesen sind, uns aus Zeugnissen der Kunstfertigkeit, der Grabsitten, der Waffen und der Geräte ein Bild von den Verfertigern zu machen, so ist die Zusammenstellung des gesamten Materials für eine abgeschlossene Epoche besonders verdienstvoll. Man setzt die frühgermanische Zeit heute wohl allgemein in die VI. Stufe der Bronzezeit bis in das Ende der II. Latènezeit. Petersen stellt im wesentlichen alle Funde dieser Zeit für das untere Weichselgebiet zusammen, faßt die Ergebnisse übersichtlich zusammen und gibt — was besonders wertvoll ist — in einem ausführlichen Anhange Tabellen mit sämtlichen Funden und Angaben des Fundortes, kurze Beschreibung sowie augenblicklichen Aufbewahrungsort. Entgegen der bisher noch festgehaltenen Ansicht von Kossinna sieht er allerdings in dieser nordostdeutschen frühgermanischen Kultur weniger ein „wandilisches“ Element, als eine noch frühere germanische Schicht, die wir wohl als „bastarnisch“ ansehen können. Sie scheint die für „illyrisch“ gehaltene Lausitzer Kultur abgelöst zu haben, und zwischen dieser und der späteren wandilischen zu liegen. Die Bedeutung solcher, mit einer ungeahnten Fülle von Material unterbauten Feststellungen geht daraus hervor, daß die Bastarnen schon im zweiten Jahrhundert vor Christus am Schwarzen Meere auftreten, wo sie sich bereits in den Mithradatischen Kriegen betätigen: sie sind also eigentlich der erste Vorbote des späteren Germanensturmes und die Vorläufer der Goten und der Waräger auf dem uralten Kulturwege vom Baltischen zum Schwarzen Meere. — Ein sehr vollständiges Literaturverzeichnis gibt dem Buche einen besonderen Wert. Es dürfte auch wichtiges greifbares Material bieten für die Beurteilung der Frage nach einem eventuellen Zusammenhange zwischen Germanen und Skythen, der sicher hier seine wichtigste Verbindungsstelle haben würde.

Prof. Dr. H. v. Buttel-Reepen, **Funde von Runen mit bildlichen Darstellungen und Funde aus älteren vorgeschichtlichen Kulturen.** Bei Gerhard Stalling in Oldenburg. 1930. 127 Seiten, 22 Tafeln.

Ein äußerst wichtiger Fund! Der Tatbestand ist folgender: Bei gründlichen Baggerungen zum Zwecke der Regulierung der Fahrtrinne in der unteren Weser werden Schlammhaufen am Ufer aufgetürmt, in denen zu verschiedenen Zeiten zufällig (!) mehrere Knochen mit Zeichnungen und Runeninschriften gefunden werden. Finder und Fundhergang sind unzweifelhaft und absolut unverdächtig festgelegt. Der eine Knochen — offenbar ein Dolch- oder Schwertgriff — enthält die sehr kunstvolle Zeichnung eines Segelschiffes mit Groß- und Kleinsegel, drei Kreisen auf der Bordwand, die als Schilde oder auch als Köpfe der Ruderer gedeutet werden können, und einem Steuerruder. Auf der anderen Seite steht eine nicht näher zu deutende schematische Zeichnung; daneben aber in Runenschrift LOCOM HER. Ein anderer Dolchgriff zeigt eine sehr merkwürdige Zeichnung: ein nach unten gekehrtes, stumpfwinkliges, gleichseitiges Dreieck, auf dessen Längsseite eine Art Baumstamm steht, der ein stark einem Kreise angenähertes Viereck trägt, das wieder durch eine schmalblätterige Kreuzrosette in vier gleiche Teile zerlegt ist. Von den Punkten B und C des Dreiecks führen Parallelen zu den Eckpunkten des Vierecks. Der Stamm des Baumes wird auf der einen Seite durch die rechte Senkrechte einer H-Rune gebildet; auf der anderen Seite steht diese H-Rune allein. Die Baumstammform ist aber auch auf der linken Seite ausdrücklich durch einen krummen Strich betont. v. Buttel-Reepen deutet dies als „Eigentumsmarke“, wobei er annimmt, daß die Runen H vielleicht den Namen des Besitzers bezeichnen. Doch läßt er eine symbolische Deutungsmöglichkeit offen, und damit hat er zweifellos recht, worüber uns die Inschrift belehrt. Sie lautete nämlich nach der auch von E. Schnippel in besonderem Aufsatz anerkannten Deutung: LATAM HARI / CUNNI YE / HAGAL (/ bedeutet eine neue Zeile). Schnippel übersetzt diese als ältestes Altsächsisch gedeuteten Wörter etwa: „Ich lasse das Heer los“ — cunni, das Geschlecht (genus) ist ein im Germanischen allgemein verbreitetes Wort; ye ist vorläufig undeutbar. Dagegen ist das Wort HAGAL an dieser Stelle äußerst wichtig! Schnippel deutet es zwar nach seiner wörtlichen Bedeutung „Hagel“ als „Unheil“; es ist mir jedoch keinen Augenblick zweifelhaft, daß es sich hier um den von H. Wirth sehr ausführlich behandelten Hag-al, den Gott im Hag, handelt. Denn auf der „Eigentumsmarke“ ist durch die beiden H-Runen, die ja in der nordischen Bezeichnung des zweiten Runengeschlechtes Hagls-aett erscheinen, dieser Hag ausdrücklich dargestellt. Man vergleiche darüber die Ausführungen von H. Wirth! Ich zweifle nicht, daß hier geradezu das Symbol des Hag-al dargestellt ist, das in seiner Dreiteilung und in seiner Darstellung als Baum durchaus der späteren Irminsul entspricht und wohl die allerälteste Darstellung einer solchen ist. Aber was bedeutet das YE? Vielleicht ist es eine uns nicht bekannte Suffixform, die Hagal von Cunni abhängig macht? In diesem Falle würde es sich um den Hagal des Cunni, des Stammes oder des Geschlechtes handeln; aber darüber möchte ich keine bestimmte Hypothese aufstellen. Auf jeden Fall gehören die erwähnten Wörter zu den ältesten, sonst nur durch lateinische Autoren überlieferten germanischen Wortdenkmäler überhaupt. Dasselbe gilt von der anderen Inschrift, locom her, von Schnippel übersetzt: „Ich schaue das Schwert.“ Locom und Latam sind nach unserer bisherigen Kenntnis durchaus als 1. Person Sing. Indik. Präsens zu betrachten; der Sinn ist allerdings dunkel. Eine bessere Deutung würde sich ergeben, wenn man Imperativformen darin erblicken könnte; dann würde es eine Anrufung an den Hagal sein, etwa: „Entfeßle das Heer, Hagal des Stammes“, und „Schaue das Schwert“, oder auch einfach „Schaue her“ — das letztere ist übrigens eine sehr alte, auch im Griechischen belegte Anrufungsformel. Aber das wird sprachgeschichtliche Schwierigkeiten haben. Was die interessanteste Frage, das Alter, angeht, so setzt Schnippel die Inschriften etwa bis in den Anfang des 3. Jahrhunderts n. Chr. hinauf, gestützt auf die allgemeine Annahme, daß früher die Runen überhaupt noch nicht bekannt gewesen seien. Hierzu irgendwelche kritische Stellung nehmen, hieße die ganze heißumstrittene Entlehnungstheorie aufrollen. Aber vielleicht stellen uns weitere Funde vor weitere Überraschungen; ja wir wollen hoffen, daß uns noch ähnliche Funde bevorstehen, durch die vielleicht manches, was bisher für Phantasie gehalten wurde, real begründet wird. Das Buch, das noch eine Anzahl wertvoller vorgeschichtlicher Funde sowie einen schwedischen Runenkalender ausführlich behandelt, ist auf jeden Fall ein eminent wichtiger Beitrag zu unserer fortschreitenden Kenntnis des ältesten Germanentums.

Prof. Friedrich Pfister, **Schwäbische Volksbräuche, Feste und Sagen.** In: Veröffentlichungen des Urgeschichtlichen Forschungsinstitutes in Tübingen, volkstümliche Reihe. Dr. Benno Filser Verlag in Augsburg. 111 Seiten.

Das Buch enthält eine ziemlich vollständige Zusammenstellung solcher Sagen, Feste und Bräuche, wie sie in Schwaben heute noch im Schwange oder bis vor kurzer Zeit im Schwange gewesen sind. Aber es zählt nicht bloß auf, sondern es bringt oft sehr entfernte ethnographische Parallelen, nicht nur aus Germanien, sondern auch aus der Antike, aus Afrika und Amerika. Dazu wird eine gute und ausführliche Literaturangabe geboten, an Hand deren man manchen Brauch durch verschiedene Zeiten und Wissenschaftsgebiete in seiner Bedeutung verfolgen kann. Auf diese Weise ist das Büchlein auch für den Wissenschaftler sehr brauchbar. Man sollte Ähnliches auch für unsere Gegenden sammeln, weil

aus diesen kultischen Trümmern nicht selten Licht fällt auf die von uns mühsam entzifferten stofflichen Trümmer der Vorzeit.

In demselben Verlage, bei Dr. Benno Filser in Augsburg, erscheint die wertvolle Sammlung **„Führer zur Urgeschichte"**, herausgegeben von Hans Reinerth. Wenn sie abgeschlossen ist, so werden wir darin ein sehr wertvolles Sammelwerk zur Urgeschichte haben, das seinen Wert nie verliert. Und zwar vor allem deshalb, weil der einzelne Band immer einen einzelnen Gegenstand oder ein Fundgebiet mit einer Gründlichkeit behandelt, die im Rahmen eines allgemeineren Werkes kaum möglich wäre. In Band 1 behandelt Albert Kiekebusch Das Königsgrab von Seddin in der Mark Brandenburg, ein einzigartiges Denkmal aus sehr früher germanischer Vorzeit, in dem die ersten Gegenstände aus Eisen — als Schmuckstücke! — auftreten. Wir haben wenige Königsgräber, die heute noch ein so vollständiges und imponierendes Bild von dem erhebenden Grabritus unserer Ahnen geben. Eins ist dabei für die Beurteilung des germanischen Elementes in Ostdeutschland von besonderer Wichtigkeit: Kiekebusch verzeichnet die Ortssage, die sich an den Grabhügel knüpft, nach welcher in dem Berge ein König in drei Särgen begraben liege. Diese Sage ist längst vor der Wiederentdeckung und Öffnung des Grabes aufgezeichnet. Die Öffnung ergab nun, daß die Überreste des dort begrabenen „Königs" tatsächlich in drei ineinandergesetzten Urnen beigesetzt sind! Also wieder ein Beleg dafür, daß trotz der sechshundertjährigen wendischen Überflutung sich sehr viel germanische Überlieferung in diesem alten Semnonenlande erhalten hat. — In Band 2 behandelt Rudolf Stampfuß Das germanische Hügelgräberfeld Diersfordt am Niederrhein. Die Untersuchung ist deshalb besonders wichtig, weil daraus hervorgeht, daß entgegen der heute noch vorherrschenden Ansicht die Germanen den Rhein schon in der V. Periode der nordischen Bronzezeit erreicht haben: „Während die Forschung bisher die Westgrenze der Germanen in der V. Periode der nordischen Bronzezeit noch etwa 50 km vom Rheine entfernt ostwärts durch Westwestfalen zog, wird durch unsere Fundstücke erwiesen, daß schon in der V. Periode zu Ende des 10. vorchristlichen Jahrhunderts die Germanen den Rhein erreicht haben, ja sogar einzelne keramische Funde lassen es möglich erscheinen, daß sie gleichzeitig schon die linksrheinischen Gebiete in Besitz genommen haben." Man betrachte an Hand dieses Ergebnisses die jüngst gemeldeten germanischen Funde im Trierer Tempelbezirk, und man wird erkennen, daß Dinge, die bislang als schwere Ketzerei geahndet wurden, in den Bereich der Möglichkeit rücken. — „In der IV. Periode der Bronzezeit schon überschreiten die Germanen den Teutoburger Wald und setzen sich in Ostwestfalen fest, von wo aus sich die Welle in friedlicher Durchdringung westwärts in das Lippetal, in das niederrheinisch keltische Gebiet fortpflanzt." Wenn wir von dieser Tatsache aus die Oesterholzer Anlage und die Externsteinrune betrachten, so können wir vielleicht im Laufe der Zeit zu einer Kenntnis der Dinge gelangen, die eine Streitfrage, wie sie im vorigen Jahre zwischen H. Wirth und Kahrstedt lebhaft behandelt wurde, auflöst. Es kommt gar nicht darauf an, ob Oesterholz und Rune von „Germanen" geschaffen sind (die nach Kahrstedt übrigens erst in der Eisenzeit bis an den Rhein gekommen sein sollen); auf jeden Fall sind sie von einem wesensgleichen nordischen Volke geschaffen, dessen Überlieferungen von den „Germanen" ohne weiteres als Eigenes übernommen worden sind — genau wie später die lokalen Traditionen der Cherusker von den sie verdrängenden oder überlagernden Angriwaren übernommen worden sind. — In demselben Zusammenhang wird der germanische Ursprung der cäsarischen „Belgen" archäologisch belegt. — Band 3, Die Totenstadt von Burk bei Bautzen von Walter Frenzel, behandelt eine Gräbersiedlung, die von steinzeitlichen Schichten über burgundische und frühslawische Grabstätten wieder ein zusammenhängendes Bild zeigt. — Band 4, Siling, der Schlesierberg von Fritz Geschwendt, gibt eine Übersicht über die uralten Anlagen auf dem Zobten, der von den germanischen Silingen als ihr heiliger Berg den Namen bekommen und diesen dann in wendischer Form auf das ganze Land Schlesien weiter vererbt hat. Auch hier ein anschauliches Bild von der gewaltigen Kontinuität, die von dem vorslawischen bis zum nachslawischen Germanentum geht. — In denselben Zusammenhang gehört Band 5, Schwedenschanze und Kapellenberg von Breslau-Oswitz von Georg Raschke. Es handelt sich um eine der zahlreichen „Schwedenschanzen", die nichts mit den Schweden Banérs zu tun haben — eine vorgeschichtliche Siedlung mit ausgedehnten Packmauerbefestigungen und Funden, die von Steinbeil und Hirschhornaxt über Bronzewaffen bis zur germanischen Eisenlanze gehen, dazu teilweise gut erhaltene Urnen. — Die Wasserburg Buchau, einstmals auf einer Insel des vorgeschichtlichen Federsees gelegen, wird von Hans Reinerth in Band 6 der Sammlung behandelt. Es handelt um eine befestigte Inselsiedlung der späteren Bronzezeit, 1100—800 v. Chr., ein wahres Prachtstück seiner Art. Obschon seit ihrer Blüte noch nicht so sehr lange Zeit verflossen ist, liegt die umfangreiche Burganlage heute unter mehreren Schichten des Moores begraben — aber gerade diesem Umstande verdanken wir die Möglichkeit, uns in kaum geahnter Vollständigkeit eine vorgeschichtliche Siedlung greifbar zu rekonstruieren. Das Dorf zeigt mit seinen Herrenhäusern und Hütten bereits eine merkbare soziale Gliederung; die beiden Siedlungen liegen etwa 200 Jahre auseinander (1100 und 900); in dieser Zeit ist vielleicht eine neue Eroberung darüber hinweggegangen. — Band 7 behandelt eingehend den berühmten Osebergfund (v. Adama van Scheltema). Die Maße und Bauart des Schiffes und sein kunstgewerblicher Inhalt werden eingehend

dargestellt, wobei wichtige und grundlegende Untersuchungen über die so hochentwickelte germanische Holzschnitzkunst, besonders das Tierornament eingeflochen werden. Eine große Anzahl von Tafeln zeigt die ganze Pracht dieser Tierköpfe und Flechtmuster, das hohe künstlerische Formenerlebnis des altnordischen Kulturmenschen, gegen das die ins Steinerne übersetzte Kunst der Gotik fast wie eine spätere Nachschöpfung erscheint. Wir können aus diesen Resten nur noch ahnen, welch reicher Kulturbesitz, welche Mannigfaltigkeit und Tiefe des Erlebens hier einst in dem heiligen Stoffe des Holzes festgehalten und mit ihm vergangen ist. — Ein näheres Eingehen auf Einzelergebnisse verbietet der Raum. Die Sammlung wird fortgesetzt und verspricht eine wertvolle Bibliothek des vorgeschichtlichen Germanentums zu werden. Jeder Band — die meisten mit zahlreichen Tafeln — kostet 3,— Mk. — Anschließend wollen wir ausdrücklich auf das in demselben Verlage erschienene Werk verweisen:

Dr. Johannes Bumüller, **Leitfaden der Vorgeschichte Europas.** Band 1 Text, Band 2 Abbildungsband.

Wir besitzen in diesem Werke ein alles in allem vorzügliches Kompendium der vorgeschichtlichen Kulturen Europas und der mit ihm in engem Zusammenhang stehenden Gebiete Kleinasiens. Die Forschungen der führenden Gelehrten einschließlich Schuchhardt sind berücksichtigt; eine große Fülle von Material ist gründlich durchgearbeitet, vor allem ist eine klare Übersicht gegeben über die verschiedenen großen Erdperioden im Zusammenhang mit den durch ihren Wechsel bedingten Kulturwandlungen. Was besonders anzuerkennen ist: Bumüller huldigt nicht der sonst bei vielen Archäologen üblichen materialistischen Auffassung materieller Reste der Vergangenheit. Er verfällt nicht in den Fehler, solche Dinge ohne weiteres mit dem Maßstab heutiger primitiver Negervölker zu messen: „Somit sind die Idole nur eine spätere Vergröberung einer früheren geistigeren Auffassung, was für die Entwicklungsgeschichte der Religion von größter Bedeutung ist." Er ahnt hier voraus, was Wirth so umfassend dargelegt hat, und was im Grunde wohl auch Schuchhardt anerkennt, wenngleich er zuweilen Gegensätze aufstellt, wo keine sind. „Schuchhardt verwirft wohl mit Recht diese Auffassung (von Stonehenge als ‚Sonnenheiligtum') und erblickt im Stonehenge vorwiegend eine Totenkult- und Begräbnisanlage." Daß dies kein grundsätzlicher Unterschied ist, wissen wir mindestens durch Herman Wirth; übrigens gibt Bumüller diese Gedankenverbindung an anderer Stelle selbst schon zu. Um so erstaunlicher sind Bemerkungen wie die folgende: „Ring- und scheibenförmige Gebilde werden als Klapperringe und Klapperscheiben aufgefaßt, also auch als ‚musikalische' oder vielmehr Lärminstrumente. Sie warnen uns immerhin davor, aus den Luren allzu weitgehende Schlüsse auf die musikalische Begabung der Bronzebevölkerung zu ziehen. Schließlich sind die Luren eben doch aus einer Art von ‚Nachtwächterhörnern' hervorgegangen, und wir wissen nicht, inwieweit die bronzezeitlichen Bläser imstande waren, die an sich möglichen Töne ihnen wirklich zu entlocken." Das ist das Muster einer Kulturskepsis, wie sie bezeichnenderweise nur gegen nordische Völker angewandt wird. Darnach würde das Vorhandensein von Kinderknarren in unserer Kultur beweisen, daß wir kein Cello zu behandeln wissen, und die guten Bronzeleute hätten Instrumente gebaut mit Feinheiten, die sie selbst nicht zu benutzen wußten! — Aber solche gelegentlichen Bemerkungen sind wohl Konzessionen an die Überskeptiker unter seinen Gewährsmännern. Sonst ist das Buch eine Materialzusammenstellung, die uns sehr willkommen ist. J. O. P.

Kleine Mitteilungen.

Unsere Blätter. Wie unsere Freunde schon aus dem ersten Aufsatz dieses Heftes gesehen haben, sahen wir uns plötzlich gezwungen, uns von der Firma P. W. Pielsticker zu trennen. Die Westfälische Buch- und Kunstdruckerei Gustav Thomas, Bielefeld, übernimmt die Versendung der Hefte. Wir bitten im voraus dafür um Entschuldigung, wenn infolge dieses Übergangs der eine odere andere unserer Bezieher das Heft verspätet oder gar nicht erhält. Wer von solchen Fällen hört, den bitten wir, darauf aufmerksam zu machen, daß auf eine kurze Benachrichtigung an Herrn Oberstltn. a. D. Platz (Detmold, Bandelstr. 7) dieser Mißstand sofort abgestellt wird.

Neue Bestellungen auf den Bezug der Hefte an die gleiche Anschrift; Zahlungen des Bezugsgeldes, des Mitgliederbeitrages und des Postgeldes (zusammen 10,— Mk.) auf Postscheckkonto Hannover 65 278 (Oberstleutnant a. D. Platz, Detmold), **nicht mehr** auf das Konto „Paul-Werner Pielsticker, Bielefeld, Sonderkonto".

Wir bitten nun noch unsere Freunde dringend, dem 1. Vorsitzenden mitzuteilen, wer bei der letzten Tagung (Pfingsten 1930) das Bezugsgeld und den Mitgliedsbeitrag **bar** bezahlt hat, an wen und in welcher Höhe. Wir brauchen diese Angaben zur Nachprüfung der Abrechnung.

Germanische Heiligtümer. Die zweite, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage des Teudtschen Buches wird noch vor Weihnachten erscheinen. Wer es zu besitzen wünscht, möge es gleich bei seinem Buchhändler bestellen, damit der Verlag die voraussichtlich zahlreich einlaufenden Bestellungen reibungslos erledigen kann und die Besteller nicht zu warten brauchen. Als der sehr erfahrene Verleger Eugen Diederichs seinerzeit das Buch für seinen Verlag annahm, hielt er die Dinge, die darin behandelt wurden, mehr für eine örtliche Angelegenheit und war selbst überrascht von dem starken Absatz der 1. Auflage. Für uns ein erfreulicher Beweis, daß die Grundgedanken unserer Bewegung sich immer mehr durchsetzen.

Bodenfunde. In neuester Zeit sind von Herrn Werner Düstersiek, Detmold, z. T. in Verbindung mit Herrn Schulrat Schwanold, Bodenfunde und Feststellungen durch Grabung gemacht worden, die für die Teudtschen Sätze von ganz erheblicher Bedeutung sind. In der 2. Auflage der „Germanischen Heiligtümer" kann bereits darauf Bezug genommen werden.

Haus Gierken. Den Detmolder Tageszeitungen entnehmen wir die Nachricht, daß der Landsitz des früher in Lippe sehr bekannten Geh. Baurats Walter Kellner Anfang Juli versteigert werden sollte. Für die gesamte Landwirtschaft mit etwa 430 Scheffelsaat Land und den daraufstehenden Gebäuden bot Herr Blau aus Bern (Schweiz) die Summe von 67 000 Mk. Für die Wohnhäuser und den herrlichen Park mit seinem alten Baumbestand wurden von seiten der Frau Prof. Brackmann 55 000 Mk. geboten. Es dauerte lange Zeit, bis diese Gebote überhaupt abgegeben wurden. Man sah im Kreise der „Interessierten", der Gläubiger, wenig zufriedene Gesichter. Der Zuschlag wurde zunächst nicht erteilt.

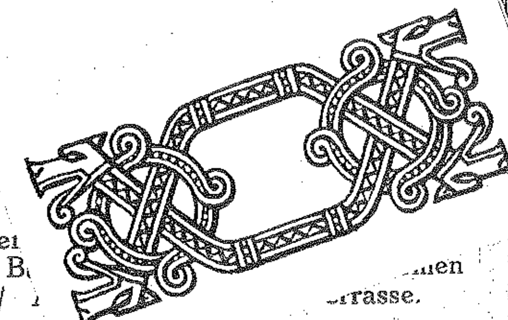
Soweit die Zeitungsnachricht. Die Probleme, die sich mit dem „Sternhof" verknüpfen, sind den meisten unserer Freunde und Leser bekannt (vgl. u. a. „Die Oesterholzer These und ihre Kritik", Germanien, 1. Folge, S. 105/06, die Abbildungen in Heft 1 und den Tagungsbericht in Heft 2 der laufenden Folge); viele von ihnen kennen den prachtvollen, 32 Morgen großen Park von den Tagungen her aus eigener Anschauung. Es bedarf kaum eines Hinweises darauf, wie unheilvoll es werden könnte, wenn der Gutshof in den Besitz einer Persönlichkeit überginge, die den Fragen verständnislos gegenüberstände.

Oerlinghausen. Vor kurzem hat Herr Oberlehrer Diekmann die Funde, die er gelegentlich der Aufdeckung des germanischen Gehöftes (Bericht darüber in Heft 1 und 2 dieser Folge) gehoben hat, dem Landesmuseum in Detmold überwiesen, ebenso Funde aus dem von ihm entdeckten und ausgegrabenen Siedlungen „Forsthaus" und „Snakenbach". Diese Siedlungen gehören der ausgehenden mittleren Steinzeit an, dem Endtardenoisien (so genannt nach dem französischen Orte Fère-en-Tartenois, wo diese sehr kleinen, geometrischen Figuren ähnelnden Feuersteingeräte zuerst beobachtet wurden). Die Funde Diekmanns bestehen aus Schabern, Kratzern, Hobeln, Messerchen, Pfeilspitzen und anderen Kleingeräten (sogenannten Mikrolithen). Sämtliche Funde sind in der vorgeschichtlichen Abteilung des Detmolder Landesmuseums ausgestellt.

Einer Anzahl unserer Freunde, die gelegentlich der letzten Tagung die Fahrt nach Oerlinghausen mitgemacht hat, hat Herr D. seine Funde selber vorgeführt. Wir möchten noch auf einen preiswerten Ausschnitt aus der Reichskarte 1 : 100 000 hinweisen, der das Gebiet von Oerlinghausen bis Lopshorn umfaßt. Dieser Ausschnitt „Teutoburger Wald westlich Detmold" ist als Postkarte im Verlag Gebr. Mentzen u. Sasse, Düsseldorf, erschienen.

Verantwortlich für den Textteil: Studienrat Suffert, Detmold; für den Anzeigenteil: Karl Klußmann, Bielefeld. — Alle Zuschriften, die die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" betreffen, auch Bestellungen auf „Germanien", an den 1. Vorsitzenden: Platz, Detmold, Bandelstr. 7; alle redaktionellen Zuschriften an die Schriftleitung: Detmold, Hermannstr. 11. — Zahlungen des Bezugsgeldes und des Mitgliedsbeitrages nur auf das Postscheckkonto: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover 65 278. — Druck und Versand: Westfälische Buch- und Kunstdruckerei Gustav Thomas, Bielefeld, Bünder Str. 32.





Germanische Heiligtümer. Die zweite, durchaus umgearbeitete und vermehrte Auflage des Teudtschen Buches wird noch vor Weihnachten erscheinen. Wer es zu besitzen wünscht, möge es gleich bei seinem Buchhändler bestellen, damit der Verlag die voraussichtlich zahlreich einlaufenden Bestellungen reibungslos erledigen kann und die Besteller nicht zu warten brauchen. Als der sehr erfahrene Verleger Eugen Diederichs seinerzeit das Buch für seinen Verlag annahm, hielt er die Dinge, die darin behandelt wurden, mehr für eine örtliche Angelegenheit und war selbst überrascht von dem starken Absatz der 1. Auflage. Für uns ein erfreulicher Beweis, daß die Grundgedanken unserer Bewegung sich immer mehr durchsetzen.

Bodenfunde. In neuester Zeit sind von Herrn Werner Düstersiek, Detmold, z. T. in Verbindung mit Herrn Schulrat Schwanold, Bodenfunde und Feststellungen durch Grabung gemacht worden, die für die Teudtschen Sätze von ganz erheblicher Bedeutung sind. In der 2. Auflage der „Germanischen Heiligtümer" kann bereits darauf Bezug genommen werden.

Haus Gierken. Den Detmolder Tageszeitungen entnehmen wir die Nachricht, daß der Landsitz des früher in Lippe sehr bekannten Geh. Baurats Walter Kellner Anfang Juli versteigert werden sollte. Für die gesamte Landwirtschaft mit etwa 430 Scheffelsaat Land und den daraufstehenden Gebäuden bot Herr Blau aus Bern (Schweiz) die Summe von 67 000 Mk. Für die Wohnhäuser und den herrlichen Park mit seinem alten Baumbestand wurden von seiten der Frau Prof. Brackmann 55 000 Mk. geboten. Es dauerte lange Zeit, bis diese Gebote überhaupt abgegeben wurden. Man sah im Kreise der „Interessierten", der Gläubiger, wenig zufriedene Gesichter. Der Zuschlag wurde zunächst nicht erteilt.

Soweit die Zeitungsnachricht. Die Probleme, die sich mit dem „Sternhof" verknüpfen, sind den meisten unserer Freunde und Leser bekannt (vgl. u. a. „Die Oesterholzer These und ihre Kritik", Germanien, 1. Folge, S. 105/06, die Abbildungen in Heft 1 und den Tagungsbericht in Heft 2 der laufenden Folge); viele von ihnen kennen den prachtvollen, 32 Morgen großen Park von den Tagungen her aus eigener Anschauung. Es bedarf kaum eines Hinweises darauf, wie unheilvoll es werden könnte, wenn der Gutshof in den Besitz einer Persönlichkeit überginge, die den Fragen verständnislos gegenüberstände.

Oerlinghausen. Vor kurzem hat Herr Oberlehrer Diekmann die Funde, die er gelegentlich der Aufdeckung des germanischen Gehöftes (Bericht darüber in Heft 1 und 2 dieser Folge) gehoben hat, dem Landesmuseum in Detmold überwiesen, ebenso Funde aus dem von ihm entdeckten und ausgegrabenen Siedlungen „Forsthaus" und „Snakenbach". Diese Siedlungen gehören der ausgehenden mittleren Steinzeit an, dem Endtardenoisien (so genannt nach dem französischen Orte Fère-en-Tartenois, wo diese sehr kleinen, geometrischen Figuren ähnelnden Feuersteingeräte zuerst beobachtet wurden). Die Funde Diekmanns bestehen aus Schabern, Kratzern, Hobeln, Messerchen, Pfeilspitzen und anderen Kleingeräten (sogenannten Mikrolithen). Sämtliche Funde sind in der vorgeschichtlichen Abteilung des Detmolder Landesmuseums ausgestellt.

Einer Anzahl unserer Freunde, die gelegentlich der letzten Tagung die Fahrt nach Oerlinghausen mitgemacht hat, hat Herr D. seine Funde selber vorgeführt. Wir möchten noch auf einen preiswerten Ausschnitt aus der Reichskarte 1 : 100 000 hinweisen, der das Gebiet von Oerlinghausen bis Lopshorn umfaßt. Dieser Ausschnitt „Teutoburger Wald westlich Detmold" ist als Postkarte im Verlag Gebr. Mentzen u. Sasse, Düsseldorf, erschienen.

Verantwortlich für den Textteil: Studienrat Suffert, Detmold; für den Anzeigenteil: Karl Klußmann, Bielefeld. — Alle Zuschriften, die die „Vereinigung der Freunde germanischer Vorgeschichte" betreffen, auch Bestellungen auf „Germanien", an den 1. Vorsitzenden: Platz, Detmold, Bandelstr. 7; alle redaktionellen Zuschriften an die Schriftleitung: Detmold, Hermannstr. 11. — Zahlungen des Bezugsgeldes und des Mitgliedsbeitrages nur auf das Postscheckkonto: Oberstlt. a. D. Platz, Detmold, Postscheckamt Hannover 65 278. — Druck und Versand: Westfälische Buch- und Kunstdruckerei Gustav Thomas, Bielefeld, Bünder Str. 32.